GO

04/09

Magazin der Zeitenspiegel-Reportageschule Günter Dahl

HABEN SIE MAL SECHS EIER?

HALLO NACHBAR!

Heinrich Schmid®: Handwerk mit System

Heinrich Schmid®

Maler Ausbauer Dienstleister

www.heinrich-schmid.de

---

artur.

LEBENSKULTUR in der Region

www.artur-magazin.de

Das Magazin für Architektur, Kultur und Leben im Süden der Republik

Jetzt am Kiosk!

EDITORIAL

Freund oder Feind?

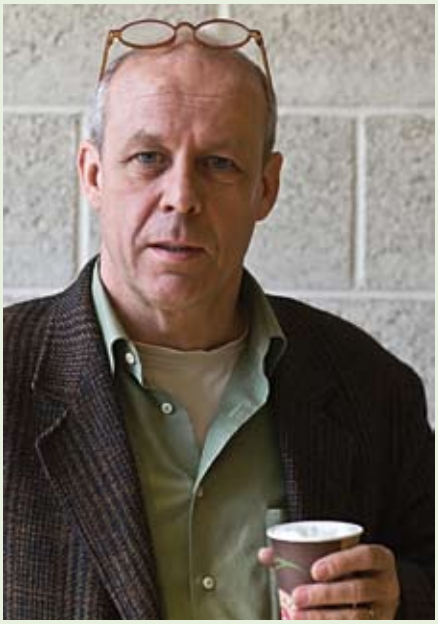
Die Produktion des vierten GO-Magazins ist so gut wie beendet: Noch ein paar Schlusskorrekturen, an Bildunterschriften feilen, den Titel betexten. In wenigen Tagen müssen Texte und Bilder in den Druck. In diesem Moment klingelt in der Lehrredaktion in Reutlingen das Telefon. Amoklauf in Winnenden.

Ein unauffälliger Junge hat 15 Menschen erschossen, darunter einige seiner ehemaligen Mitschüler – ein Opfer war die Tochter einer Nachbarsfamilie. Es ist der schlimmste Amoklauf in der Geschichte der Bundesrepublik. Geschehen nur wenige Kilometer entfernt von der Journalistenschule. Es ist das Thema dieses Heftes: Was wissen wir von dem, der neben uns wohnt?

Mehrere Wochen haben die neun Jung-Reporter zum Thema Nachbarschaft recherchiert. Sind nach Mexiko, Detroit und in den Kosovo geflogen und haben vor der eigenen Haustüre gekehrt. Was verbindet und was trennt Nachbarn? Wie kann es sein, dass ein alter Mann in seiner Wohnung stirbt, und niemandem im Haus fällt es auf?

Schwerpunkt dieses GO-Heftes ist ein Haus, dessen Bewohnern die Nachbarschaft heilig ist: „Das Mammut“ – ein Mietshaus in Hamburg. Wer hier einzieht, wird Teil einer großen Familie. Man kennt sich, man hilft sich. So schön kann Nachbarschaft sein.

Zum ersten Mal haben Foto-Studenten der Fachhochschule Hannover für das GO-Magazin fotografiert. Texter und Fotografen haben dabei viel gelernt. Auch dies: Dass man auf eine Frage vielleicht verzichtet, wenn ein Kind gerade vom Nachbarn erschossen wurde.



Philipp Maußhardt

IMPRESSUM
04/09

Reportagemagazin Nr. 4 der Zeitenspiegel-Reportageschule Günter Dahl, einer Kooperation der Reportageagentur Zeitenspiegel und der Volkshochschule Reutlingen GmbH

Chefredaktion: Philipp Maußhardt, Erdmann Wingert

Art Director: Alexandra Lucatello, Wolfgang Behnken (Beratung)

Textredaktion: Barbara Bollwahn, Ingrid Kolb, Philipp Maußhardt, Erdmann Wingert

Chefs vom Dienst: Oliver Keppler, Tanja Krämer

Bildredaktion: Rolf Nobel (Koordination), Uli Reinhardt (Koordination), Bastian Henrichs

Schlusskorrektur: Philipp Jarke, Oliver Keppler, Nicola Meier

Autoren: Amrai Coen, Birgitt Cordes, Bastian Henrichs, Philipp Jarke, Oliver Keppler, Hatice Kilicer, Tanja Krämer, Jadranka Kursar, Nicola Meier

Fotografen: Fabian Brennecke, Rafael Brix, Milos Djuric, Linda Dreisen, Nico Herzog, Maria Irl, Ole Krünkelfeld, Patrice Kunte, Sonja Och, Fara Phoebe Zetzsche

Illustration: Til Mette, Alexandra Lucatello

Bildnachweis: Alt, Katharina: S. 17; Ausstellungskatalog „400 Jahre Juden in Hamburg", Nr. 290: S. 81 oben; Bauer, Dominik: S. 136; Belanow, Marinko: S. 5, 138–139 oben; © bpk/Jospeh Schorer: S. 79 unten; Brennecke, Fabian: S. 8 unten; Dreisen, Linda: Cover, S. 3, 8–9 oben, 54–55, 58 (1, 2, 4), 59 (6, 7), 61 (13, 15), 62–63, 64 oben, 65–67, 69, 72–73, 75 oben und unten links; © fotolia.de: S. 136–137; Hauri, Michael: S. 16; Hempel, M.: S. 79 oben; Herzog, Nico: S. 8 Mitte links; Irl, Maria: S. 8 Mitte rechts, 56, 59 (5), 60 (8, 9), 61 (12), 68 oben, 73 oben; Krünkelfeld, Ole: S. 9 unten; Lobe, Andreas: S. 7; Müller, Verena: S. 12; Och, Sonja: S. 58 (3), 60 (10, 11), 61 (14), 64 unten, 68 unten, 73 unten, 74, 75 unten rechts, 76; Sacke, R., entnommen aus Vieth, Harald: „Von der Hallerstraße zum Isebek und Dammtor": S.83 unten; Schmitt, Tobias: S. 10–11, 13; Schultze, Frank: S. 14–15

Herausgeber: Zeitenspiegel-Reportageschule Günter Dahl, c/o Volkshochschule Reutlingen

Spendhausstr. 6, 72764 Reutlingen,
Tel.: 07121 336182, info@reportageschule.de
www.reportageschule.de

Geschäftsführer: Dr. Ulrich Bausch

Schulmanagement: Stefan Junger

Kuratorium: Prof. Dr. Hermann Bausinger, Barbara Bosch, Prof. Uta-Micaela Dürig, Josef-Otto Freudenreich, Anton Hunger, Ingrid Kolb, Dr. Rainer Märklin, Prof. Dr. Dietmar Mieth, Dr. Andreas Narr, Thomas Oberle, Dr. Georg Obieglo, Gerd Schulte-Hillen, Edzard Reuter, Prof. Dr. Willi Weiblen

Vertrieb: Zeitenspiegel Reportagen, Strümpfelbacher Straße 21, 71384 Weinstadt-Endersbach, Tel.: 07151 9646–0
www.zeitenspiegel.de

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, Aufnahme in Online-Dienste und Internet sowie Vervielfältigung auf elektronischen Datenträgern bedürfen der vorherigen schriftlichen Zustimmung des Herausgebers.

Auch morgen wieder

Als Bank sind wir seit fast 150 Jahren vor Ort – von morgens bis abends. Und so wird es auch morgen wieder sein.

www.volksbank-reutlingen.de

Volksbank Reutlingen
Gemeinsam erfolgreich

DIE REPORTAGESCHULE

„Wo bitte liegt Reutlingen? Und was heißt das, ‚Kooperation mit der Volkshochschule?'" Interessenten der *Zeitenspiegel-Reportageschule Günter Dahl* stellten anfangs häufig diese beiden Fragen. Hamburg und München, das weiß man, dort sitzen die beiden renommiertesten Journalistenschulen der Republik.

Im fünften Jahr des Bestehens müssen solche Fragen immer seltener beantwortet werden. In dieser nur sehr kurzen Zeit ist es gelungen, einen Ausbildungsgang zu etablieren, der in Deutschland wohl einmalig ist: Benannt nach dem verstorbenen früheren *stern*-Reporter Günter Dahl, lernen an der Reportageschule junge, talentierte Nachwuchsjournalisten in einem intensiven einjährigen Kurs die Grundlagen sauberer Recherche, kreativer Schreibe und nicht zuletzt ethischer Verantwortung. Um Dozenten, Curriculum und Praktikumsplätze kümmert sich die in Endersbach (Remstal) beheimatete Reportageagentur *Zeitenspiegel*, Organisation und Verwaltung obliegen der VHS.

Die Liste der Dozenten liest sich wie das Who is Who des deutschen Journalismus. Unter ihnen ist auch Ingrid Kolb, die 16 Jahre lang die wohl bekannteste Journalistenschule Deutschlands, die Henri-Nannen-Schule, leitete. Darin besteht die Attraktivität der Schule: Praktiker, die als Vollblutjournalisten im Beruf stehen, unterrichten den Nachwuchs. Da kommt es schon mal vor, dass plötzlich der Lehrplan über den Haufen geworfen werden muss, weil ein Dozent zu einem aktuellen Einsatz muss. Doch davon profitieren die Kursteilnehmer letztlich: Wie organisiert man eine Geschichte in einem Krisengebiet? Wie beschafft man sich auf schnellstem Wege Hintergrundinformationen? Noch während der Ausbildung sind auf diese Weise einige Schüler zu einem Auslandseinsatz gekommen.

Während ihrer Ausbildung bekommen die Teilnehmer ohnehin eine Menge geboten: eine Woche Auslandstraining in Italien, Kontakte zu großen Magazin-Redaktionen, Praktikumsstellen bei *Spiegel*, *stern*, *Geo* oder *Zeit*. Die Hamburger Redaktion der Zeitschrift *mare* schickte im Herbst 2008 Ex-Schüler der Reportageschule rund um den Globus, um zusammen mit Absolventen der Fachhochschule für Fotografie Hannover ein ganzes Heft zu gestalten. Aber auch regional hinterlassen die Schüler ihre Handschrift: Der jeweils letzte Lehrgang erstellt für die in Reutlingen ansässige Heinrich-Schmid-Unternehmensgruppe einen Geschäftsbericht in Reportageform.

Baden-Württemberg verfügt zwar über die meisten unabhängigen Tageszeitungen. Doch als klassischer Medienstandort ist der Südwesten weitgehend abgemeldet. Umso erstaunlicher, dass eine Initiative ohne staatliche Förderung in wenigen Jahren eine solche Erfolgsgeschichte schreibt: Die Absolventen der Schule arbeiten inzwischen als gefragte Reporter für überregionale Zeitungen und große Magazine – und wurden bereits mehrmals mit Journalistenpreisen ausgezeichnet.

Dr. Ulrich Bausch
Uli Reinhardt

Die Schule dankt:

— Dr. Ing. h.c. F. Porsche AG
— EnBW Energie Baden-Württemberg AG
— Industrie- und Handelskammer Reutlingen
— Stiftung Landesbank Baden-Württemberg
— Heinrich Schmid GmbH & Co. KG
— Anwaltskanzlei Meister, Maier & Kollegen, Nürtingen
— Südwest Metall, Verband der Metall- und Elektroindustrie Baden-Württemberg e. V.
— Volksbank Reutlingen e. G.

Besonderer Dank für Rat, Tat und Unterkunft an:

— Marie Coen und alle Bewohner der Hallerstraße in Hamburg
— Behnken & Prinz, Hamburg
— Prof. Rolf Nobel, FH Hannover, Abteilung Design und Medien
— die mare-Redaktion sowie
— Norbert Hackbusch vom Gruner+Jahr-Archiv und Til Mette

INHALT

WIE DEUTSCH BIST DU? 10
Überraschungsbilder aus einem Einwanderungsland

KOLUMNE 18
Auf gute Nachbarschaft – von Nicola Meier

HÄUSERKAMPF 20
In Detroit wehren sich Nachbarn gegen den Verfall ihres Viertels und den Einzug von Drogendealern

EINSAMER TOD 30
Unbemerkt von seinen Nachbarn starb Manfred Brem in seiner Wohnung in Frankfurt. Niemand vermisste ihn

ICH ZEIG SIE AN! 38
Über was sich Nachbarn alles streiten

DER NAZI-HOF 40
Im niedersächsischen Dörverden führen Neonazis und ihre linken Nachbarn einen Kleinkrieg

BALKAN IN BERLIN 44
In einem Hinterhof haben sich Flüchtlinge ein Stück Heimat geschaffen

WIE DIE TIERE 52
Was wir Menschen von Büffeln, Krabben und Vögeln lernen können

GLOSSE 98
Die Deutsch-Türkin Hatice Kilicer über ihre merkwürdigen Nachbarn

DIE KLAPPSTUHL-ARMEE 100
Tag und Nacht bewachen US-Bürger die mexikanische Grenze. Sie haben Angst vor einer Invasion

LIEB DICH, LIEB DICH NICHT 110
Auch Pflanzen können nicht mit jedem

IST DA WER? 112
Eine kleine Gemeinschaft glaubt an Außerirdische

DER GUTE MENSCH VON PEJA 116
Weil er Albanern während des Krieges das Leben rettete, wird ein Serbe im Kosovo wie ein Held verehrt

112

30

100

54

116

EDITORIAL 5

IMPRESSUM 6

DIE REPORTAGESCHULE 7

DIE AUTOREN 138

ZETTELWIRTSCHAFT 124
Botschaften aus deutschen Treppenhäusern und WGs

ENDSTATION HEGELSTRASSE 126
Die Schweriner Plattensiedlung „Mueßer Holz“ war ein Vorzeigeprojekt. Jetzt wohnen hier die Wendeverlierer

DER EIERTEST 134
Sechs deutsche Städte im Nachbarschaftsvergleich

DER JUNGE VON NEBENAN 136
Tim K. erschoss 15 Menschen, darunter eine Nachbarin

SCHWERPUNKT:
DAS MAMMUT IN DER HALLERSTRASSE

GEBRAUCHSANWEISUNG 57
Das Mammut – kein Haus wie jedes andere

DIE BEWOHNER 58
„Jau, das sind die Mieter, nech?“

WENN DER JOHANN 2x KLINGELT 62
Von guten Geistern und schlechter Bausubstanz. Eine Treppenhaus-Reportage

EIN DJ WILL SEINE RUHE 70
In der Disco sorgt er für Beat. Zuhause mag er es leise

TURBO-MARIE 72
Hat jemand Hausbesitzerin Marie Coen gesehen?

BEWEGTE GESCHICHTE 78
Hobby-Historiker Harald Vieth gibt den ehemaligen jüdischen Mietern ein Gesicht

FRÜHLING UNTERM DACH 84
Verliebt in der Hallerstraße

YOGA AUF TÜRKISCH 86
Im Souterrain verbiegt man sich zu Koran-Suren

VON FOTOS UND FAHRRÄDERN 90
Bei Promi-Fotograf Christian Schoppe ist kein Tag wie der andere

GUCK MAL, WER DA KOCHT 92
Tim Mälzer tischt für die Bauarbeiter auf

A BIS Z 96
Was nicht unerwähnt bleiben sollte

FUSSBALL-FIEBER: Auf dem Frankfurter Roßmarkt bangen türkische Fans um den Einzug ins Halbfinale der Europameisterschaft 2008. Wenige Minuten später ist das Spiel vorbei, Deutschland gewinnt 3:2 (Foto: Tobias Schmitt)

WIR SIND DEUTSCH-LAND

Zwischen Flensburg und Garmisch-Partenkirchen leben Menschen aus aller Herren Länder. Ihre kulturellen Bräuche und religiösen Sitten haben sie mitgebracht. Ein Multikulti-Märchen

PARTY AUF RÄDERN: Russlanddeutsche Frauen fahren in einer Stretch-Limousine zur Diskothek Infinity in Hannover. Der Bringdienst ist ein Service des russischen Clubs (Foto: Verena Müller)

RITUELLES BAD: Während einer Hochzeit in Nürnberg waschen sich die weiblichen Gäste in der Pegnitz. Die traditionelle Zeremonie ist Teil der mandäischen Religion, deren Mitglieder vorwiegend im Irak leben (Foto: Tobias Schmitt)

MANN AM HAKEN: Indische Tänzer beim alljährlichen Tempelfest im nordrhein-westfälischen Hamm. Dort steht Europas größter Hindutempel, versteckt in einem Industriegebiet. Höhepunkt des Festes ist ein Umzug, bei dem sich die Tänzer mit Metallhaken im Rücken Schmerzen zufügen (Foto: Frank Schultze)

WILDE ZUCKUNGEN: Richie, 18 Jahre, beim Krumping in einem Jugendclub in Berlin-Neukölln. Der Tanzstil stammt aus Los Angeles und ist vor allem bei afrikanischen Jugendlichen beliebt (Foto: Michael Hauri)

KLEINER MANN: Yusuf, sechs Jahre, feiert mit seiner Familie das traditionelle Sünnet – das türkische Beschneidungsfest. Als Belohnung für seine Tapferkeit darf er auf einem Pony in die Gaststätte Kaktus in Karlruhe reiten, wo er wie ein König empfangen wird (Foto: Katharina Alt)

AUF GUTE NACHBARSCHAFT

KOLUMNE von Nicola Meier
ILLUSTRATION Til Mette

Bisher dachte ich immer, ich sei eine gute Nachbarin: Party nur hin und wieder am Wochenende, nachts keine laute Musik, bei Anfragen stets freundlich Milch und Eier geliehen.

Kürzlich stellte ich mit Schrecken fest, dass ich nicht mal die Namen der Nachbarn in dem Haus auf die Reihe kriege, in dem ich in den vergangenen zehn Jahren am längsten gelebt habe. Die Frau zur linken Seite: Grünwald? Grunewald? Irgendwas mit G am Anfang und -wald am Ende. Oder doch Gronemann? Über den Mann auf der rechten Seite habe ich mir noch nie Gedanken gemacht, ich weiß seinen Namen nicht, geschweige denn, wo er arbeitet und was er sonst noch so macht. Beschämt fragte ich in meinem Bekanntenkreis herum, aber meine Freunde mussten auch passen: Kaum jemand kennt seine Nachbarn.

Lange Zeit dachte ich, dass diese Anonymität das Beste ist, was einem passieren kann, hatte ich doch als Teenager in einer niedersächsischen Kleinstadt durchaus Probleme mit Nachbarn, die alles mitbekamen. Die ersten Zigaretten, heimlich hinter der Garage geraucht: Die Nachbarn haben es gesehen. Türen knallend und schimpfend aus dem Haus gerannt: Die Nachbarn haben es gehört. Eine Sturmfrei-Party gefeiert, als die Eltern verreist waren, und im Vollrausch in den Garten gekotzt: Die Nachbarn wussten Bescheid. In dieser Zeit hing an der Wand in meinem Zimmer eine Karte, auf der stand: Nichts macht Dich so fertig wie Deine Heimatstadt. Neunzehn Jahre alt und das Abitur in der Tasche, stellte ich mich mit gepacktem Rucksack an den Bahnhof, froh, der Provinz zu entkommen und in der Anonymität der Stadt unterzutauchen.

In einer Generation, in der jeder ständig umzieht und schon beim Einzug weiß, dass das nächste Praktikum, der nächste Auslandsaufenthalt oder der nächste Job einen in eine neue Stadt verschlägt, werden Wohnungen oft nur noch provisorisch eingeräumt. Warum soll man sich also die Mühe machen, seine Nachbarn kennen zu lernen?

Vor kurzem besuchte ich meine Eltern, die seit vierzig Jahren in derselben niedersächsischen Kleinstadt leben, aus der ich damals geflohen war. Auf die Nachbarn lassen meine Eltern nichts kommen. Man kennt sich, man hilft sich. Wenn jemand krank ist, holen die Nachbarn die Medikamente aus der Apotheke und erledigen die Einkäufe. Wenn meine Eltern verreisen, dann gießen die Nachbarn die Blumen und füttern die Katze. Sie leihen sich gegenseitig Tortenplatte und Werkzeugkasten, den Rasenmäher und ein Auto mit Anhängerkupplung.

Wenn ich meine Eltern frage, was es Neues gibt, erzählen sie erst mal von den Nachbarn. Der Rainer hatte einen Bandscheibenvorfall, morgen gehen wir zur Silberhochzeit von Wippermanns, gegenüber wohnen jetzt die Müllers, die Bremers haben eine kleine Tochter, und so weiter und so fort. Nachbarschaft ist für meine Eltern ein ganz wesentlicher Bestandteil ihres Lebens, aus Nachbarn sind Freunde geworden. Geburtstage werden gemeinsam gefeiert, man trifft sich regelmäßig zum Kaffee und im Sommer zum Grillen.

Über achtzig Prozent der Deutschen geben bei einer Umfrage an, guten Kontakt zu ihren Nachbarn zu haben, jeder Zweite hält das Verhältnis für freundschaftlich. Gelebte Nachbarschaft, das scheint sogar in der Anonymität der Großstadt ein Trend zu sein. Dafür sprechen die vielen Mehrgenerationen-Häuser und Nachbarschaftsinitiativen, die das Zusammenleben fördern sollen. Mittlerweile gibt es sogar Wohnprojekte für weibliche Singles ab vierzig Jahren.

Auch im Internet scheint es ein neues nachbarschaftliches Wir-Gefühl zu geben. Soziale Netzwerke wie nachbarn.de, mit denen man seine Nachbarn im Netz kennen lernen kann, boomen. Mittlerweile gibt es sogar eine Online-Partnerbörse, mit der man seine Nachbarn nicht nur kennen, sondern gleich lieben lernen soll, damit man nicht mit vierzig in die Single-Frauen-WG ziehen muss.

Nächsten Monat ziehe ich wieder um. Wieder in eine Großstadt, wieder ist ungewiss, wie lange es mich dort hält. Aber ich habe beschlossen, eine bessere Nachbarin zu sein, auch wenn ich nur für ein paar Monate bleibe. Ich werde mich vorstellen, wie das angeblich neunzig Prozent aller Deutschen nach dem Einzug tun. Das allerdings kann ich kaum glauben, dann hätten sich nämlich bei mir in den vergangenen Jahren mindestens zwanzig Nachbarn vorstellen müssen. Haben sie nicht getan. Ich aber will künftig kein Nachbarschaftsmuffel mehr sein. Ich werde die Namen der Nachbarn lernen. Und meine Hilfe anbieten.

Von den Nachbarschafts-Netzwerken im Internet halte ich allerdings nichts. Dass ich in meiner Wohnung vor dem Computer sitzen soll, um die Nachbarn besser kennen zu lernen, finde ich absurd. Da klingel ich doch lieber.

DIE SCHMIDTS...
SCHNELL!!
SIND DAS WANGEN-
KÜSSER, ODER
HÄNDE SCHÜTTLER?
TIL

DIE STADT, DER MÜLL UND DER MUT

TEXT Philipp Jarke
FOTO Fara Phoebe Zetzsche

Das einst stolze Detroit ist ein Wrack — kaputte Häuser, vernagelte Fenster, ausgebrannte Ruinen. Nur der Drogenhandel floriert. Die Behörden tun wenig dagegen. Deshalb nehmen im Nordwesten der Stadt die Menschen ihr Schicksal selbst in die Hand: Die Motor City Blight Busters renovieren leerstehende Häuser und reißen ab, was nicht zu retten ist

DIESES CHAOS haben Vandalen hinterlassen, die in ein verlassenes Haus eingedrungen sind. Gegen solche Schandflecke kämpfen die Bewohner von Brightmoor in Detroit

SCHUFTEN für den guten Zweck: Schüler schleppen Müll aus einer verwahrlosten Lagerhalle, in der eine Kindertagesstätte errichtet werden soll

BLICK aus einer verkohlten Ruine auf die bewohnten Häuser in der Nachbarschaft. Brightmoor zählt zu den ärmsten Stadtteilen Detroits

Fahles Licht fällt durch zerschlagene Fenster in die Lagerhalle, wo das Chaos unter einer fingerdicken Staubschicht liegt. Leere Kartons, Metallteile, zersplitterte Holzlatten und nicht identifizierbarer Schrott türmen sich übereinander. In der hintersten Ecke verfault eine siffige Matratze. Im Sommer soll hier eine Kindertagesstätte eröffnen.

John George können so viel Schmutz und Gerümpel nicht schockieren, er hat schon ganz andere Dinge gesehen. Der 50-Jährige kämpft seit zwei Jahrzehnten gegen den Niedergang seiner Heimat im Nordwesten der Autostadt Detroit. *Motor City Blight Busters* nennt sich seine Organisation, die Jäger des Verfalls. Auf eigene Faust reißen George und seine Mitstreiter ausgebrannte Ruinen ab und renovieren heruntergekommene Häuser. Heute ist die Lagerhalle dran.

George eilt mit kurzen, schnellen Schritten durch die Tür, eine Bande von achtzig Jugendlichen im Schlepptau. Sie sollen arbeiten an diesem Samstagmorgen, nicht für Geld, sondern für einen guten Zweck. Zusammen mit den Blight Busters, so will es ihr Schulprojekt. George drückt ihnen Schaufeln und Besen in die Hand.

Die wenigsten Schüler tragen Arbeitsklamotten. Die Jungs versinken in übergroßen Hip-Hop-Jacken, die Jeans hängen ihnen in den Knien, Mädchen staksen in Stoffschuhen und weißen Daunenwesten durch den Dreck. Egal. Entschlossen schieben sie den Müll zusammen, stopfen ihn in hüfthohe Tonnen und schleppen diese nach draußen zu einem riesigen Schrott-Container. Stück für Stück arbeiten sich die Schüler durch die Müllberge. Drei ältere Jungs dreschen mit Vorschlaghämmern auf rostige, an der Decke verschraubte Regale. Anfangs hauen sie wild durcheinander, dann ordnen sich ihre Schläge zu einem rhythmischen Stakkato. Sie feuern sich gegenseitig an, bis die Regale endlich zusammenbrechen. Jubelnd stehen sie um den Haufen Schrott, der Staub setzt sich zwischen ihre Zähne. Die Jungen und Mädchen schuften, bis sie dreckverschmiert, ihre Füße eingefroren und ihre Finger steif vor Kälte sind. Am Nachmittag ist der Container vor der Tür randvoll.

Ein paar Stunden zuvor, als John George sie am frühen Morgen begrüßt, ist von dieser Arbeitswut noch rein gar nichts zu spüren. Träge und lustlos hängen die Jugendlichen auf ihren Stühlen im *Artist Village*, dem Kulturzentrum der Blight Busters. Da springt ein stämmiger Kerl auf die Bühne, kahlgeschorener Kopf, muskelbepackte Oberarme. Der Hausrapper im

Village. Seit seiner Entlassung aus dem Gefängnis nennt er sich *Resurrector*. Der Auferstandene.

Resurrector schließt die Augen und wiegt den Oberkörper. Die ersten Sätze kommen noch leise und stockend. Dann findet er seinen Groove und schleudert den Jugendlichen wütende Verse entgegen. Er tigert über die Bühne und spricht von verfallenden Häusern, von dem Dreck, in dem die Kinder Detroits spielen müssen, von Drogendealern in der Nachbarschaft, von geschlossenen Schulen und von Behörden, die gegen die Probleme nichts tun wollen oder nichts tun können.

„Viele von euch sind im letzten Schuljahr. Höchste Zeit aufzuwachen. Wake up!", ruft Resurrector. Er schreit: "Wake up!" Er brüllt: „WAKE UP! WAKE UP!"

Jungs im Gangster-Look, die eben noch vor Coolness nicht laufen konnten, sitzen plötzlich aufrecht auf ihren Stühlen, Mädchen, die gerade noch dösten, sind hellwach. Das Wort zum Sonntag á la Blight Busters.

Wer Detroit verändern will, braucht unkonventionelle Methoden. Denn der Verfall der Stadt ist beispiellos. Vor fünfzig Jahren lebten hier zwei Millionen Menschen, heute sind es nicht mal mehr halb so viele. Nach den Rassenunruhen 1967, als ganze Straßenzüge in Flammen standen, sind die meisten Weißen und die wohlhabenden Schwarzen in die Vororte geflohen. Die Stadt verarmte. Rund 60 000 Häuser stehen leer, in manchen Gegenden leben mehr Fasane als Menschen. Die Billigdroge Crack gab Detroit in den achtziger Jahren den Rest. Das Geschäft mit der Sucht überschwemmte die Stadt und schwappte bis in die Wohngebiete. Die Politik schaute machtlos zu.

Es war das Jahr 1988, als John George der Kragen platzte. Er arbeitete damals als Versicherungsmakler, sein Sohn war gerade geboren. „In einem Nachbarhaus haben Drogendealer ihre Geschäfte gemacht", erinnert sich George. „Ich konnte es einfach nicht ertragen, dass mein Kind in so einer Umgebung aufwächst. Ich habe die Polizei gerufen, mit dem Bürgermeisteramt telefoniert, mit dem City Council. Passiert ist nichts."

Als nachts wieder mal Schüsse fielen, schnappte sich George am nächsten Morgen zwei Freunde und fuhr zum Baumarkt. Sie besorgten sich ein paar Eimer Farbe, Bretter und Nägel. Sie verrammelten das Crack-Haus, strichen die Fassade, entrümpelten den Garten und mähten den Rasen. Als die Dealer abends vorfuhren, kamen sie nicht mehr rein. Die Motor City Blight Busters waren geboren.

Statt wie bisher am Wochenende Golf zu spielen, verbarrikadierte George fortan verwahrloste Häuser, schnitt Gras auf den Gehwegen oder sammelte Müll im Park. Immer kamen ein paar Nachbarn dazu. Mal packten sie mit an, mal brachten sie Kaffee und Kuchen. Immer hatten sie ein gutes Wort übrig.

Jahr für Jahr nagelten die Blight Busters mehr Crack-Häuser zu, die größten Schandflecke im Viertel rissen sie ganz ab. George sammelte mehr und mehr Spenden und heuerte die ersten Mitarbeiter an. Aus dem Hobby wurde ein Fulltime-Job.

John entschied sich gegen sein früheres Leben, gegen sein hohes Einkommen, gegen seinen teuren Lincoln und gegen seine Krawatten. Daran gemessen hat er sich als Chef der Blight Busters nicht gerade verbessert: Er trägt Jeans und Sweatshirt, verdient deutlich weniger und arbeitet umso mehr. Ihn störte

VOR ZWANZIG JAHREN gründete der ehemalige Versicherungsmakler John George die Selbsthilfe-Organisation Motor City Blight Busters. Unterstützung erhofft er sich vom neuen Präsidenten Obama

In Detroit lebten früher zwei Millionen Menschen. Heute sind es nicht einmal mehr halb so viele. Crack gab der Stadt den Rest. Wegziehen wollte George nicht. Seine Kinder sollten aber auch nicht in so einer Umgebung aufwachsen

DON´T DUMP ON DETROIT – „Zieht Detroit nicht in den Dreck!" Trotz aller Probleme haben die Menschen ihren Stolz behalten. Auch die Jugendlichen packen mit an

das nicht, seine Frau schon. „Die Blight Busters waren sicher ein Grund, weshalb wir uns trennten", sagt George, der heute mit seiner Buchhalterin verlobt ist.

Zwanzig Jahre nach ihrer Gründung haben die Blight Busters zwei Dutzend bezahlte Mitarbeiter, sie finanzieren sich durch private Spenden und Zuschüsse vom Bundesstaat Michigan. Eine weitere Einnahmequelle sind Banken und ernüchterte Hausbesitzer. Sie überlassen den Blight Busters heruntergekommene Gebäude, für die sich keine Käufer finden. George und seine Helfer bringen die Häuser wieder auf Vordermann und verkaufen sie an Familien. Der Gewinn fließt in neue Projekte.

Briefe, Flyer und Rechnungen quellen aus den Ablagekästen in Georges Büro. Er hat den Widerstand aufgegeben, das Papier hat die gesamte Tischplatte erobert. Über seinem schütteren Haar trägt er eine Baseballmütze der *Detroit Tigers*. Und rastlos wie ein Raubtier läuft er im Büro auf und ab, ständig ein Handy am Ohr, manchmal auch zwei. „Ich will Dinge einreißen und etwas Neues aufbauen", sagt er. Doch dazu gehört eine Menge Papierkram: Spenden sammeln, Genehmigungen einholen, Helfer rekrutieren. Zumindest im Winter, wenn draußen an der Front nicht viel geht, wird aus dem Sponti wieder ein Manager.

George stürmt aus dem Büro und springt in seinen Dienstwagen, einen schwarzen Pickup-Truck. Er kurvt durch Seitenstraßen, vorbei an Häusern, deren Fenster mit Sperrholz verrammelt sind. In manchen Türen klaffen faustgroße Einschusslöcher. Zwanzig Jahre Schufterei, und die Probleme werden nicht kleiner. „Es ist frustrierend", sagt George. „Nur: Wie viel schlimmer wäre alles, wenn wir nichts getan hätten?"

In Momenten wie diesem merkt man George seine fünfzig Jahre an. Früher waren 16-Stunden-Tage mehr Freude als Last, „heute habe ich einfach nicht mehr den Punch wie früher. Ganz ehrlich: Ich würde gern kürzer treten." George würde sich freuen, wenn sein Sohn nach dem Studium seinen Job teilweise übernehmen könnte. Ob er ihm dazu raten soll, weiß George selbst nicht so recht.

Denn es ist nicht nur sein Viertel, das ihm Sorgen bereitet. Die Wirtschaftskrise trifft auch die Blight Busters, die Spenden gehen zurück. George hofft, dass es nicht so schlimm wird wie nach dem 11. September 2001. Damals stand seine Organisation kurz vor der Pleite. Aber die Krise ist auch eine Chance. Derzeit verhandelt er mit einer Bank, die auf 2000 zwangsgeräumten

ONT
UMP
TROIT!

TREFFPUNKT UND BÜHNE für alle ist das Artist Village, das George mit dem Künstler Chazz Miller gegründet hat. Dort nehmen Kinder Kunstunterricht, abends treten Hip-Hopper und Bands auf

KATRINA STORM ist einer der Stars im Artist Village. Ihre Erscheinung und ihre Stimme erinnern an die berühmte Soulsängerin Aretha Franklin

Chance durch die Immobilienkrise: Derzeit verhandelt John George mit einer Bank, die auf 2000 zwangsgeräumten Häusern sitzt. Die Blight Busters sollen sie einbruchsicher machen — gegen Bezahlung

Häusern sitzt und jetzt Angst vor Plünderern hat. Die Blight Busters sollen die Gebäude einbruchsicher machen. George will 2000 Dollar pro Haus. „Wenn wir den Auftrag bekommen, kann ich ruhiger schlafen“, sagt er.

Seine Miene hellt sich auf, als er neben einem leeren Grundstück parkt: „Hier stand im Sommer noch ein Haus. Allein im Oktober haben wir elf weggerissen.“ Es war ein Fest. Hunderte Freiwillige stürzten sich mit Vorschlaghämmern und Äxten auf die Holzruinen und zertrümmerten Wände und Pfeiler, bis alles in sich zusammenstürzte.

Rund 200 Häuser haben die Blight Busters in den vergangenen Jahren dem Erdboden gleichgemacht. Die meisten ohne Genehmigung. George hat kein schlechtes Gewissen. „Eigentum verpflichtet“, sagt er trotzig. „Und wer in meinem Viertel sein Haus leer stehen und verkommen lässt, terrorisiert meine Kinder und Nachbarn. Deshalb wird mich so ein Papierkram nie davon abhalten, das Richtige zu tun.“ Abgesehen vom Bürgermeister hat sich noch niemand bei ihm beschwert.

Vor fünf Jahren wurde George klar, dass Abreißen und Renovieren allein nicht hilft. Das Viertel brauchte ein Zentrum, wo sich die Leute treffen und austauschen konnten. Zusammen mit einem Künstler pachtete er eine alte Lagerhalle, entrümpelte sie und gründete das Artist Village.

Das Kulturzentrum, wo Kinder und Jugendliche tagsüber zeichnen lernen, verwandelt sich am Wochenende in einen Club: Das Licht ist gedimmt, junge Paare sitzen Hand in Hand im Kerzenschein, auf der Bühne wechseln sich Dichter und Rapper mit einer Live-Band ab, die den guten, alten *Motown*-Sound wiederaufleben lässt: R’n’B und Soul.

Der Star im Artist Village ist Katrina Storm. Nicht nur ihr Körperumfang, auch ihre Stimme erinnert an Aretha Franklin. Mitten in einem Song bittet Storm ihre Freundin Nia auf die Bühne. Die Band spielt leise weiter.

„Wie ihr vielleicht wisst“, sagt Nia zum Publikum, „sind letzte Woche meine Tante und mein Onkel gestorben.“ Sie fängt an zu singen: „Aber ich wollte trotzdem heute hierher kommen“, improvisiert sie, „und bei meinen Freunden sein.“ Nach ein paar Takten bricht Nia ab. Katrina nimmt sie in den Arm. „It’s gonna be alright“, singt Katrina. Erst leise, dann immer lauter: „It’s gonna be alright.“ John George steht in einer ruhigen Ecke, einen Drink in der Hand. So rastlos er tagsüber durch sein Büro und die Straßen von Brightmoor tigert – hier im Artist Village ist er glücklich und zufrieden.

„GANGS SIND WAS FÜR FEIGLINGE“

Trevor Coates wuchs ohne Vater zwischen Jugendbanden und Drogendealern auf. Mit 15 entdeckte er sein Talent zum Malen. Er hielt sich aus den Schlägereien der Straßengangs raus und ging im Artist Village bei Chazz Miller in die Lehre. Trevor hat seitdem Preise und Stipendien gewonnen. Modedesigner zu werden ist sein größter Wunsch. Die Fotografin Fara Phoebe Zetzsche hat sein Leben zwischen Traum und Alltag dokumentiert

10.14 am ----------
Picture That Barber Shop, 17226 Lahser Rd, Detroit

NAME: Trevor Coates
ALTER: 18 Jahre
FAMILIE: zwei Brüder, eine Schwester, jeweils unterschiedliche Väter; Mutter arbeitslos und drogenabhängig; Großvater wurde im Drogenmilieu der Kopf weggeschossen, Tante starb an Überdosis
BILDUNG: High-School-Abschluss
NACHBARN: Straßengangs, Drogendealer, Motor City Blight Busters

12.26 pm
Artist Village Detroit, 17340 Lahser Rd

Chazz Miller berät Trevor beim Bemalen einer Jeans. Als Vorlage dient eine Seite mit Fotos von Bengalischen Tigern, herausgerissen aus einem Biologiebuch. Trevor träumt davon, seine eigene Modelinie herauszugeben. Er hat schon zwei kleine Modenschauen auf die Beine gestellt. Schulfreundinnen liefen mit T-Shirts und Jeans, die Trevor mit Mustern und Slogans verziert hatte, über den Catwalk

06.51 pm
J's Cafe, 20853 Grand River Ave

Trevor schrubbt in J's Cafe den Fettfilm vom Boden. In dem Imbiss arbeitet er sieben Tage die Woche als Küchenhilfe. Er verdient acht Dollar die Stunde, den gesetzlichen Mindestlohn. Trevor und sein älterer Bruder Toure, der in einem Schnellrestaurant arbeitet, bringen als einzige Familiemitglieder Geld nach Hause

03.08 pm
McDonald's, 21640 Grand River Ave

Tischgebet bei Burger und Cola. Trevor ist froh, dass er sich jeden Tag etwas zu essen kaufen kann, dass er eine dicke Jacke und eine Mütze hat. Dafür dankt er Gott

07.39 am
22220 Grand River Ave

Einen Vater gibt es zu Hause nicht, und die arbeitslose Mutter hat genug Probleme mit sich selbst. Jeden Morgen bringt deshalb Trevor seine kleine Schwester Olivia zur Schule

11.50 pm
Artist Village, 17340 Lahser Rd

Trevor wirbt auf der Bühne für seine geplante Mode-Tournee. Er will seine T-Shirts und Jeans in 15 Schulen präsentieren. Die ersten Schulleiter haben schon zugesagt

DER EINSAME TOD DES HERRN BREM

Manfred Brem stirbt und niemand ist bei ihm. Er liegt fast zwei Wochen tot in seiner Wohnung und keinem fällt es auf. Was bleibt, ist eine Wohnung, die sein Leben dokumentiert, und eine Nachbarin, die um ihn trauert

TEXT Nicola Meier
FOTO Maria Irl

ZULETZT ging alles ganz schnell. Der ordnungsliebende Manfred Brem hinterließ ein Chaos auf seinem Couchtisch. Seine Brille liegt neben dem schmutzigen Geschirr. Mit dem Locher wollte er noch Papiere ordnen

Als in Frankfurt zum Jahreswechsel die Sektkorken knallen, die Raketen in die Luft geschossen werden und die Menschen auf den Straßen sich in die Arme fallen, liegt Manfred Brem* schon eine Woche tot in seiner Wohnung. Und es wird noch Tage dauern, bis es jemandem auffällt.

Es ist weder eine besonders gute noch eine schlechte Wohngegend, in der Manfred Brem lebte. In der ruhigen Straße im Zentrum von Frankfurt reiht sich Nachkriegsbau an Nachkriegsbau. Manfred Brems Zuhause war ein schlichtes Zwölf-Parteien-Haus, sein Name steht noch neben der Klingel.

Es war am Montag, dem 5. Januar, daran erinnert sich Inge Kaiser genau. Sie hatte ihren Nachbarn schon eine Weile nicht mehr gesehen, hinzu kam dieser Geruch im Treppenhaus, der seit Tagen nicht wegging. Inge Kaiser machte sich Sorgen und klingelte an Manfred Brems Tür. Keine Reaktion. Sie klingelte wieder, schlug dann mit der Faust an seine Tür. Aber er machte nicht auf. Da wusste Inge Kaiser, dass etwas nicht stimmte. Sie ging zurück in ihre Wohnung, nahm das Telefon und rief die Polizei. Und dann ging alles ganz schnell.

Sie kamen zu zweit, eine Polizistin und ein Polizist, beide noch sehr jung. Sie gingen in Brems Wohnung, und dann kam die Polizistin ganz schnell wieder heraus und sagte zu Inge Kaiser, dass sie da nicht wieder reingehen würde. So erfuhr die alte Frau, dass ihr Nachbar tot ist. Später kamen dann die anderen. Sie zogen sich weiße Schutzanzüge an, Handschuhe. Und holten ihn aus der Wohnung, im Leichensack. Das wollte Inge Kaiser nicht mit ansehen, sie blieb extra in ihrem Wohnzimmer. Es war auch so schon schlimm genug, und sie muss seitdem immerzu daran denken, was nebenan passiert ist.

SPURENSUCHE IN DER WOHNUNG: GIBT ES NOCH ANGEHÖRIGE?

Mit dem Abtransport wird Manfred Brem zu einem Fall für die Behörden, zu einer „Leichensache“, abgekürzt LS. Sein Tod war natürlich, damit ist der Fall für die Kriminalabteilung der Frankfurter Polizei erledigt. Die Polizei informiert Ordnungsamt und Ortsgericht. Das Ordnungsamt beginnt mit der Suche nach Angehörigen, die sich um die Bestattung kümmern. Das Ortsgericht übergibt an das Nachlassgericht, das für die unbekannten Erben eine Nachlasspflegschaft anordnet. Über Manfred Brem ist bisher bekannt: 66 Jahre alt, deutsch, Rentner, ledig.

Zwölf Tage nachdem Manfred Brem gefunden wurde, kramt Gabriele Müller-Mamerow die Schlüssel zu seiner Wohnung aus ihrer Handtasche. Sie ist die gerichtlich beauftragte Nachlasspflegerin. Ihre Aufgabe ist „die Sicherung und Verwaltung des Nachlasses und die Ermittlung der Erben“, anders ausgedrückt: Sie verschafft sich in der Wohnung einen Überblick über seinen Besitz, sucht nach Hinweisen auf Angehörige.

Gabriele Müller-Mamerow ist 51 Jahre alt, sie redet gerne und lacht noch lieber. Alles an ihr wirkt lebendig, und vielleicht muss man so fröhlich sein, um jede Woche in den Wohnungen toter Menschen auf Spurensuche zu gehen. Dass Menschen einsam sterben und Tage, Wochen, manchmal Monate unentdeckt in ihren Wohnungen liegen, kommt häufig vor. Seit September hatte die Nachlasspflegerin jede Woche drei solcher Fälle.

Am Schloss der Wohnungstür im zweiten Stock klebt ein weißes Polizeisiegel. Der Tod riecht streng, er riecht faulig und süß. Längst ist der Geruch durch die Ritzen des Türrahmens ins knallig gelb gestrichene Treppenhaus gekrochen. Mit dem Öffnen der Wohnungstür wird er zum alles erdrückenden Gestank, der sich in jeden Winkel der fünfzig Quadratmeter großen Zwei-Zimmer-Wohnung gefressen hat.

KONTROLLVERLUST: LANGSAM VERSCHWAND DIE ORDNUNG AUS MANFRED BREMS LEBEN

Der Flur ist schlicht und aufgeräumt. In einer Schrankwand aus Kiefernholz steht auf weißen Spitzendeckchen ein Terrakottatopf mit gelben Plastiktulpen. Drei Jacken und eine Baskenmütze hängen ordentlich an Kleiderhaken, in einem Fach an der Tür liegen Handschuhe und ein Münzsortierer, in dem Manfred Brem sein Kleingeld sammelte. Der Eindruck, dass er ein ordnungsliebender Mann war, setzt sich im Badezimmer fort. Wie mit dem Lineal ausgerichtet stehen Putzmittel, Deodorants und Cremes auf der Fensterbank und dem Rand der Badewanne.

Nur ein paar Schritte weiter beginnt die Verwahrlosung, offenbart sich der Verfall. Die Küche strotzt vor Dreck. Schmutzige Töpfe, Tassen und Besteck stapeln sich in der Spüle, dazwischen ein paar leere Konservenbüchsen. Ein Gurkenglas steht offen auf der Ablage, daneben zwei Würstchen. Auf dem klebrigen Boden liegt eine Packung Margarine ohne Deckel.

Wie die Ordnung langsam aus Manfred Brems Leben verschwand, erzählt sein Wohnzimmer. In den Wandregalen besteht sie noch. Aktenordner und Zeitschriftenhalter stehen ordentlich nebeneinander, die Gläser in der Vitrine sind sorgfältig aufgereiht. Der Rest des Zimmers sieht chaotisch aus. Auf einem grün gemusterten Sessel stapelt sich Wäsche, der Couchtisch daneben quillt über vor Fernsehzeitschriften, Magazinen und Papieren. Mittendrin liegen leere Tablettenpackungen, stehen ein leerer Topf und ein Teller mit Fleischresten. „Hier hat er gelebt, als er nicht mehr konnte“, sagt Gabriele Müller-Mamerow.

Auf einem großen Schreibtisch steht ein Computer, daneben liegen Papierberge, leere Wasserflaschen und alte Rechnungen. „Er war zwanghaft ordentlich“, sagt Gabriele Müller-Mamerow und blättert durch einen Block, in dem Manfred Brem akkurat seine Ein- und Ausgaben aufgelistet hat. „Aber am Ende hat er den Überblick verloren.“

**Alle Namen der Hausbewohner geändert*

ÜBER DEM BETT hängt Jesus am Kreuz. Dass Manfred Brem ein geheimes Sexleben hatte, wurde erst durch seinen Tod offenbar

IM BADEZIMMER hielt Brem penible Ordnung, während sich in den übrigen Zimmern der Wohnung Verwahrlosung breit machte

Die Nachlasspflegerin zieht Schublade nach Schublade auf, sucht nach Anhaltspunkten, ob er Geld hatte, ob es noch Angehörige gibt. In einem Rollcontainer liegt der Verschluss einer Uhr aus Gold, daneben leere Schmuckschatullen und Dutzende leere Münzhüllen. „Er hatte wohl sogar mal Geld“, sagt sie. „Aber am Ende hat er alles versetzt.“

Abgeheftet in Aktenordnern verstecken sich Hinweise auf Manfred Brems Leben. Es sind nur wenige. Er war einmal Angestellter bei der Stadt Frankfurt, ein Verwaltungsjob. Seit vielen Jahren war er Frührentner, bekam Sozialhilfe. Er war schwerstbehindert, der Bescheid des Hessischen Amtes für Versorgung und Soziales ist erst drei Monate alt.

Auf zwei Regalbrettern liegen seine Tablettenpackungen, es sind an die zwanzig Schachteln. Er hatte eine Herzkrankheit, Bluthochdruck und Diabetes. Neben dem Regal hängt sein Tablettenplan. Mehrmals am Tag musste er neun verschiedene Medikamente schlucken, dazu Schmerzmittel nach Bedarf.

Es gibt in Manfred Brems Wohnung kaum Hinweise auf glückliche Zeiten in seinem Leben, wenig Persönliches. In der Vitrine im Flur stehen zwei gerahmte Schwarz-Weiß-Bilder, seine Mutter und sein Vater, ein paar Fotos im Wohnzimmer zeigen ihn selbst. Das letzte wurde im Juli 2008 aufgenommen, es zeigt einen massigen Mann in einem karierten Hemd, der freundlich in die Kamera guckt. Postkarten, Fotos von Urlauben, Fotos von Freunden, Briefe von Angehörigen, Liebesbriefe, all das, was sich ansammelt in einem Leben, was aufbewahrt wird in Alben, Schuhkartons und Erinnerungsboxen, fehlt.

Am Wohnzimmerfenster steht ein Fernsehsessel aus schwarzem Leder. Manfred Brem hatte ihn bei Neckermann bestellt und in Raten bezahlt, in ein paar Wochen wäre die letzte fällig gewesen. Aus dem Sessel hatte er nicht nur einen guten Blick auf den Fernseher, sondern auch auf die Straße. Weil man aus den Häusern auf der anderen Straßenseite in sein Wohnzimmer gucken konnte, ließ er die Rolläden heruntergezogen und schnitt ein kleines Guckloch hinein. So konnte er nach draußen schauen, gab aber nichts von sich preis.

SEXSPIELZEUG IM NACHTTISCH: VERMUTLICH SCHÄMTE SICH BREM FÜR SEINE HOMOSEXUALITÄT

Manfred Brem war nicht nur schwer krank, er wusste, dass er bald sterben würde. In seinem Adressbuch hat er die Telefonnummer eines Sterbehospizes notiert, in einem Regal liegt eine Mappe, die den Titel „Mein Testament“ trägt, darin Anleitungen, wie man seinen letzten Willen verfasst. Aber der Tod war schneller als seine Vorbereitungen.

Er starb in seinem Schlafzimmer. Leichensäfte und Exkremente haben sich tief in den dunkelblauen Teppich gesogen. Er hatte es noch aus dem Bett geschafft, saß auf dem Boden, den Rücken an den Nachttisch gelehnt. Sein letzter Blick ging auf die geschlossenen Rolläden des Schlafzimmerfensters.

Über seinem Bett hängt Jesus am Kreuz, über seinem Schreibtisch eine Erinnerung an die Goldene Konfirmation, daneben ein Spruch aus der Bibel. „Gott spricht: Ich lasse Dich nicht fallen und ich verlasse Dich nicht.“ Vielleicht haben ihm dieser Spruch aus dem Buch Josua und sein Glaube Halt gegeben in dunklen Stunden, wenn er Schmerzen hatte, wenn er sich allein fühlte.

Der Tod offenbart, dass Manfred Brem auch ein Leben hatte, von dem niemand etwas wusste, das hinter seiner verschlossenen Wohnungstür stattfand. Er war schwul, in seiner Wohnzimmervitrine gibt es eine Reihe von Schwulen-Pornos, auf dem Regal über seinem Bett liegen fein säuberlich gestapelt Sex-Hefte, Sado-Maso-Magazine, in seinem Nachttisch Sexspielzeug.

Vielleicht war es seine Homosexualität, die Manfred Brems Leben so einsam machte, kam er doch aus einer Generation, in der man es noch für sich behielt, schwul zu sein. Vielleicht schämte er sich auch für seine sexuellen Neigungen, weil sie mit dem Weltbild der Kirche kollidierten, das, davon zeugen Kreuz, Bibelspruch und Erinnerung an die Goldene Konfirmation, Gewicht hatte in seinem Leben.

ER WAR „SEHR NETT UND HILFSBEREIT“: MEHR WISSEN DIE MEISTEN NACHBARN NICHT ÜBER DEN STILLEN HERRN BREM

Gabriele Müller-Mamerow verlässt die Wohnung mit Manfred Brems Adressbuch, in dem die Telefonnummer eines Mannes steht, der seinen Namen trägt, vielleicht ein Angehöriger. Ansonsten nimmt sie noch seine Geldbörse mit, in der drei Zehn-Euro-Scheine stecken, ein paar Dokumente und zwei Gebisse, die zum Teil aus Gold und damit noch von Wert sind, „makaber, ich weiß“. Zum Schluss öffnet sie ein Fenster, damit wenigstens etwas frische Luft in die Wohnung kommt, bevor der Vermieter sie betritt, der sich nun um die Räumung kümmern muss.

Was wissen die Bewohner über einen Nachbarn, der dreißig Jahre lang im Haus lebte?

Nachbarin Nowak, Erdgeschoss links. „Eine schlimme Sache, was da passiert ist. Er war sehr nett. Und hilfsbereit.“

Nachbarin Heimann, zweiter Stock Mitte. „Einmal hat er sich über den Lärm beschwert, aber eigentlich war es ein gutes Verhältnis. Er hat auch mal geholfen, Sachen hoch zu tragen und so. Er war sehr nett. Und hilfsbereit.“

Nachbarin Weiss, erster Stock rechts. „Schrecklich ist das. Er hat den Älteren Tipps gegeben fürs Ausfüllen der ganzen schwierigen Formulare, wenn es um Anträge ging. Beim Rentengeld, da kannte er sich aus. Er war sehr nett. Und hilfsbereit.“

„Haben Sie ihn denn näher gekannt, hat man sich gegenseitig besucht?“ „Nein, das nicht“, sagt Nachbarin Weiss. „Es

KEINER SOLLTE IHN SEHEN, aber er hatte alles im Blick: Durch ein Guckloch im Rolladen konnte Manfred Brem auf die Straße schauen

DEN POTENZIELLEN ERBEN gehört das Gold im Gebiss. Die Nachlasspflegerin bringt es in Sicherheit. Viel mehr besaß Brem am Ende nicht

DER SCHUTZANZUG und die Einmal-Handschuhe sind nach dem Abtransport der „Leichensache Brem“ liegen geblieben

ist bei uns im Haus nicht so, dass man Kaffeekränzchen hält. Aber es geht mir schon sehr nahe." Dann möchte sie nicht mehr darüber sprechen, sagt aber noch: „Tja, so ist das Leben", und wenn man mehr über ihn wissen wolle, solle man die Frau Kaiser fragen. Die habe ihn wohl am besten gekannt und ja auch die Polizei gerufen.

IM FLUR ZWEI UNBERÜHRTE KARTONS MIT ROTWEIN: ANGELIEFERT AM 22. DEZEMBER, VIELLEICHT BREMS LETZTER KAUF

Inge Kaiser, 71 Jahre alt, wohnt seit fast vierzig Jahren im Haus, knapp dreißig davon Tür an Tür mit Manfred Brem. Eine zierliche Frau, kaum mehr als 1,50 Meter groß. Sie sitzt auf ihrem Sofa, im Fernseher läuft das Vorabendprogramm des Hessischen Rundfunks. „Wir haben ein gutes Verhältnis gehabt", sagt sie und zündet sich eine Commodores an. „Er war immer zu allen Menschen freundlich, es tut mir sehr leid um ihn."

Seit ihr Mann vor drei Jahren starb, ist es einsam geworden in ihrer Wohnung, sie bekommt nur wenig Besuch. Sie hat drei Kinder, eine Tochter und zwei Söhne. Die Tochter wohnt gleich um die Ecke, aber sie kommt kaum noch zu ihrer Mutter, das Verhältnis ist schlecht, auch den älteren Sohn sieht Inge Kaiser nur selten. „Der Jüngste, der kümmert sich", sagt sie. „Der ruft an, kommt vorbei und hilft. Einmal die Woche ist er immer da."

Mit den Nachbarn hat sie wenig Kontakt. „Man kennt sich nicht gut", sagt sie, „man spricht im Treppenhaus, aber mehr nicht, nein." Sie zuckt die Schultern und zündet sich eine neue Zigarette an. Nur der Herr Brem, der wäre öfter vorbeigekommen. „Dreimal die Woche ist er einkaufen gegangen, da hat er bei mir geklingelt, immer dreimal hintereinander, dann wusste ich, dass er es ist." Und dann hätten sie geredet, mindestens zehn Minuten, oft auch länger. Nun klingelt er nicht mehr. Und Inge Kaiser sitzt in ihrer Wohnung auf dem Sofa, raucht viele Zigaretten und guckt fern.

Inge Kaiser ist krank, sie hat es mit dem Herzen, es gibt Probleme mit ihrem Katheter, in drei Tagen muss sie zum Arzt. Ob sie über den Tod nachdenke? „Das muss ich ja", sagt sie, „ich weiß ja nicht, wie lange ich noch lebe." Und dann sagt sie: „Es ist mir auch egal."

Sie denkt häufig an ihren Nachbarn Manfred Brem, daran, dass er jetzt tot ist. „Ich kann es immer noch nicht glauben", sagt Inge Kaiser. An ihrem Geburtstag im Sommer, erzählt sie, da habe er mit einer Flasche Sekt vor der Tür gestanden. Da hätten sie dann ein Gläschen getrunken. „An seinem Geburtstag", sagt sie, „da wusste ich gar nicht, was ich ihm schenken sollte. Da bin ich rüber und habe gesagt: Komm her, ich geb Dir einen schönen Kuss auf die Backe." Da habe er sich gefreut. Nicht mal zwei Monate ist das jetzt her. „Er fehlt mir", sagt Inge Kaiser und knetet ihre Hände. Zwei Tränen rollen ihre Wange hinunter, sie nimmt die Brille ab und schnäuzt sich zweimal kräftig in ein Papier von der Küchenrolle. „Er war halt der, der dreimal die Woche bei mir geklingelt hat."

Niemand weiß, wie sie aussahen, die letzten Tage von Manfred Brem, wann genau er gestorben ist. Der Abreißkalender an der Wand im Wohnzimmer trägt das Blatt vom 15. Dezember, der im Bad das vom 18. Dezember. Die *Hörzu* liegt aufgeschlagen auf dem Couchtisch, informiert über das Fernsehprogramm des 19. Dezember. Gleich neben seiner Wohnungstür stehen zwei unberührte Kartons mit Wein, Dornfelder, daneben ein kleiner Karton, darin ein Zweierset Weingläser. Die Rechnung ist auf den 22. Dezember datiert, da hat er die Lieferung entgegen genommen. Vielleicht wollte er den Wein an den Weihnachtsfeiertagen trinken. Auf dem Schrank neben dem Sofa steht ein kleines Weihnachtsbäumchen aus Plastik, dessen silberne Sterne man elektrisch zum Leuchten bringen kann.

EINE ERINNERUNG, DIE BLEIBT: DAS KLINGELN DREIMAL IN DER WOCHE

„Er hat hier etwa zwei Wochen gelegen", schätzt Nachlasspflegerin Gabriele Müller-Mamerow anhand der Verwesungsspuren im Schlafzimmer. „Nicht länger, wahrscheinlich zwei, drei Tage weniger." Am 5. Januar wurde er gefunden. Alles deutet darauf hin, dass Manfred Brem an Weihnachten starb.

Vier Wochen nach seinem Tod warten die Bewohner des Hauses nun darauf, dass seine Wohnung geräumt wird, damit es im Treppenhaus nicht mehr so stinkt. Dann können sie das Ganze endlich vergessen. Nur Inge Kaiser wird sich erinnern. Weil niemand mehr dreimal die Woche bei ihr klingelt und mit ihr redet, mindestens zehn Minuten lang. Und es merken würde, wenn sie nicht mehr aufmacht.

*

Manfred Brem hatte eine Schwester, die knapp dreißig Kilometer entfernt von Frankfurt in einer Kleinstadt lebt. Als sie über den Tod ihres Bruders informiert wird, lehnt sie es zuerst ab, für seine Bestattung zu sorgen. Er habe sie enttäuscht, es bestehe schon seit Jahren kein Kontakt mehr. Erst als ein Mitarbeiter des Ordnungsamtes ihr klar macht, dass sie als Verwandte ersten Grades gesetzlich verpflichtet ist, die Kosten für die Bestattung zu übernehmen und sie im Fall einer Weigerung ein Bußgeld von 300 Euro zahlen muss, willigt sie schließlich ein. Im Ordnungsamt wird die Akte Brem damit geschlossen.

ICH ZEIG SIE AN!

Über was sich Nachbarn alles streiten

TEXT Tanja Krämer
ILLUSTRATION Alexandra Lucatello

ERSCHOSSEN – WEGEN ZU LAUTER MUSIK

Aldenhoven, Nordrhein-Westfalen

Ein Sportschütze hat im Streit seinen 33 Jahre alten Nachbarn erschossen. Das Opfer hatte seiner Ansicht nach zu laut Musik gehört. Schon in den Wochen zuvor hatte der 55-jährige Ewald L. immer wieder die Sicherungen herausgedreht, weil er sich vom Lärm seines Nachbarn gestört fühlte. Als dieser ihn in der Tatnacht zur Rede stellte, kam es zum Streit. Ewald L. feuerte neunmal aus einer Waffe. Er wurde zu lebenslanger Haft verurteilt. Als Beweis diente eine Videoaufzeichnung des Opfers. Der Mann hatte vor dem Gespräch unbemerkt die Kamera an seinem Mobiltelefon eingeschaltet.

MEIN NACHBAR, DER SPANNER

Hamburg

Durch ein Loch in der Wand spähte ein 37-Jähriger seine Nachbarin mit einer Kamera aus. Erst nach Jahren entdeckte die 36-jährige Petra H. die Kamera beim Putzen. Die Polizei fand später auf dem Computer des heimlichen Videofilmers zahlreiche Bilder von seiner Nachbarin, die diese auch nackt zeigten. Er bekam sechs Monate auf Bewährung und musste sich eine neue Bleibe suchen.

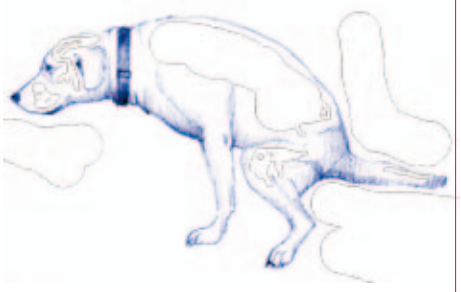
VON KINDER- UND INDUSTRIELÄRM

Berlin

Die Berliner Kita *Milchzahn* muss schließen. Dafür hat ein Nachbar gesorgt, der sich vom Kinderlärm gestört fühlte. Er klagte gegen die Nutzung der Ladenwohnung als Kinderhort und bekam Recht. Grundsätzlich wird Kindergeschrei im bundesweit geltenden Lärmschutzgesetz genauso behandelt wie Industrielärm. In einem Wohngebiet darf es demnach nicht lauter zugehen als 55 Dezibel. Das entspricht dem Lärmpegel einer lauten Unterhaltung. Langsam jedoch formiert sich Widerstand: Die CSU zum Beispiel will dafür sorgen, dass Kinderlachen und Kinderlärm kein Grund für Nachbarschaftsklagen gegen Kindergärten oder Spielplätze sein dürfen. Hintergrund dafür sind die Bemühungen der Partei, Frauen bei der Betreuung ihrer Kinder im eigenen Heim zu unterstützen.

HUNDEKOT-WEITWURF AUF DIE TERRASSE

Köln



Weil ihr Nachbar ständig Hundekot auf die Terrasse warf, zog eine Frau vor Gericht. Der Kotwerfer verteidigte sich: Es habe sich um Hundehaufen gehandelt, die er auf seiner Wiese gefunden habe. Da die Frau einen Hund besitze, sei er davon ausgegangen, dass dieser dafür verantwortlich sei. Mit seinen Kotwürfen habe er bei der Nachbarin „Problembewusstsein" schaffen wollen. Im Gerichtssaal einigten sich die Parteien. Ein hoher Zaun soll nun verhindern, dass der Hund das Grundstück des Werfers betritt.

SINGWÜTIGER PAPAGEI ERMORDET

Mönchengladbach

Ein Papagei, der den lieben langen Tag auf der Terrasse *La Cucaracha* krächzte, hat seinen Nachbarn derart zum Wahnsinn getrieben, dass dieser ihm den Hals umdrehte und ihn im nächstgelegenen Mülleimer entsorgte. Die Familie, der *Coco* auf diese grausame Weise entrissen wurde, erstattete Anzeige.

GERUCHSEMPFINDLICHE NACHBARN

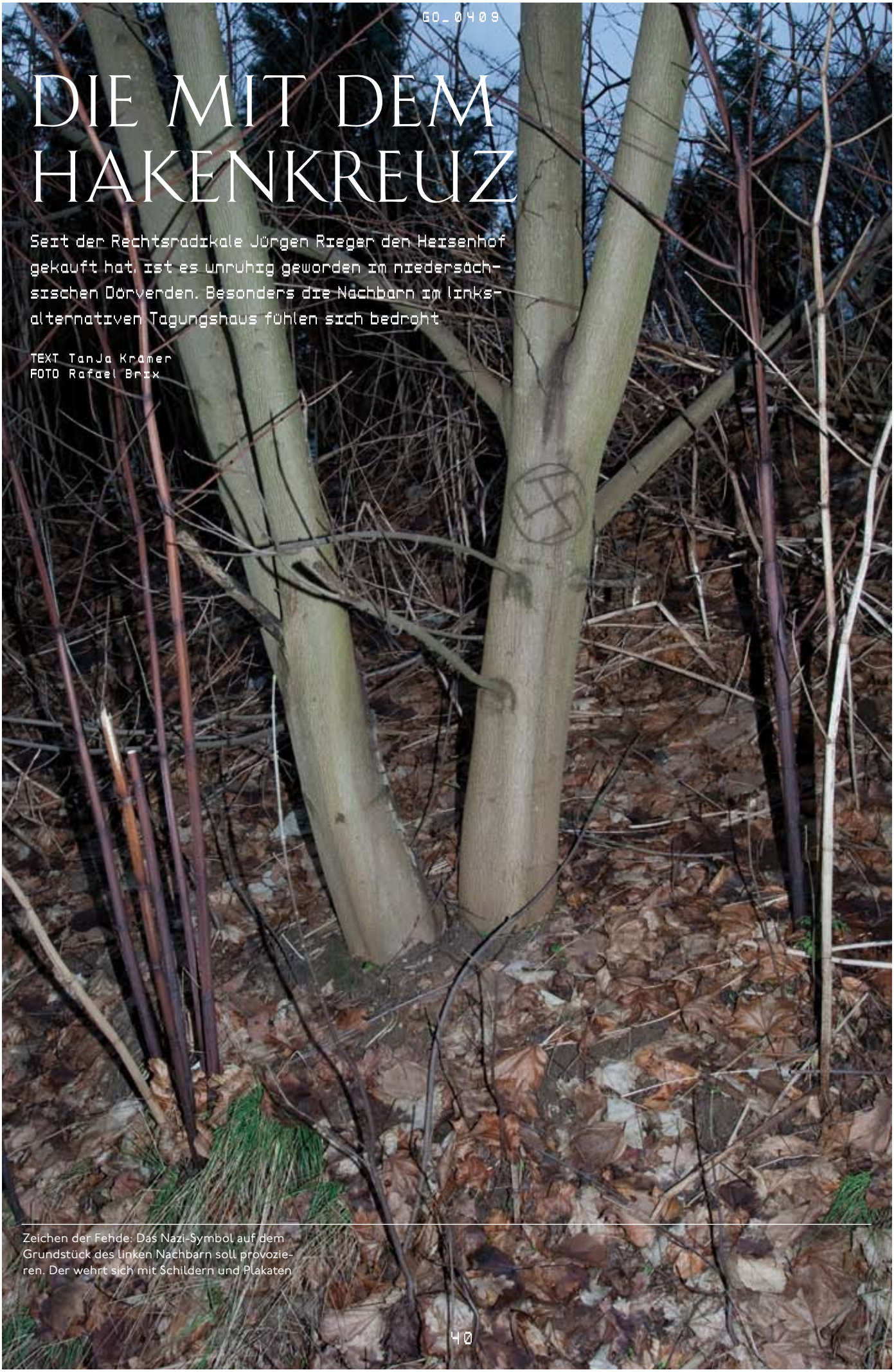
München

Weil eine 80-Jährige zu sehr nach Urin roch, wollte die Genossenschaft eines Mietshauses die Frau aus ihrer Wohnung klagen. Die zuckerkranke und demente Frau war inkontinent und wurde mehrmals am Tag von einem Pflegedienst betreut. Die Nachbarn hatten sich über den „wahnsinnigen Geruch" beschwert und eine Mietminderung eingeleitet. Der Pflegedienst klebte die Lüftung im Badezimmer der Dame zu, erneuerte den Dichtungsgummi an der Haustür. Dennoch wurde der Frau von der Mietgenossenschaft gekündigt. Das Gericht hob diese Entscheidung auf. Die Mieter täten ihm leid, sagte der Richter, aber dennoch habe die Frau ein Recht darauf, in der Wohnung zu bleiben.

DIE MIT DEM HAKENKREUZ

Seit der Rechtsradikale Jürgen Rieger den Heisenhof gekauft hat, ist es unruhig geworden im niedersächsischen Dörverden. Besonders die Nachbarn im linksalternativen Tagungshaus fühlen sich bedroht

TEXT Tanja Krämer
FOTO Rafael Brix



Zeichen der Fehde: Das Nazi-Symbol auf dem Grundstück des linken Nachbarn soll provozieren. Der wehrt sich mit Schildern und Plakaten

Astrid Andrzejewski und Bernward Nüttgens verstehen sich als ökologische Linke. Der Pädagoge hat auch im Kreis- und im Gemeinderat mit der NPD zu tun

Zwanzig Jahre lang stand die Tür des Tagungshauses für jeden offen. Jetzt ist sie durch eine Alarmanlage gesichert

Bernward Nüttgens sitzt in seinem Tagungshaus und schaut grimmig in die Kaffeetasse. Seine kräftige Statur füllt den grünen Lehnstuhl vollständig aus, der Kaffeelöffel wirkt winzig in der breiten Hand. Um ihn herum stapeln sich die Brettspiele bis zur Decke, gelbe und rote und grüne Pappkartons mit bunter Schrift. Nüttgens, 56 Jahre, schwarze Jeans, schwarzes Jackett, der Bauch wölbt sich unter dem weißen T-Shirt, erinnert ein wenig an den Räuberhauptmann Mattis aus Astrid Lindgrens Roman *Ronja Räubertochter*: Sein Bart ist genauso struppig, seine dunklen Haare sind genauso zerzaust.

Seit über zwanzig Jahren leitet Nüttgens zusammen mit seiner Frau Astrid Andrzejewski das Tagungshaus *Drübberholz* am Rande der 10 000-Seelen-Gemeinde Dörverden, fünfzig Kilometer östlich von Bremen. In das Fachwerkhaus kommen Schulklassen, Pfadfinder und hin und wieder Gruppen aus der autonomen Szene. Sie machen Fortbildungen, spielen Theater oder lernen Zirkus-Akrobatik. „Astrid und ich kommen aus der Neuen Sozialen Bewegung“, sagt Nüttgens. „Wir leben und arbeiten selbstbestimmt, uns ist wichtig, dass das Haus immer offen ist.“ Beides wird in letzter Zeit immer schwieriger.

Knapp hundert Meter weiter, auf dem Heisenhof, einem ehemaligen Bundeswehrgelände, hat sich ein neuer Nachbar eingekauft. Der Erzfeind, schlimmer noch als Borka von der Borkafeste. Mit ihm kann es kein Happy End geben, keine Verbrüderung. Der Heisenhof gehört seit fünf Jahren dem NPD-Funktionär Jürgen Rieger.

Rieger, 62 Jahre, Rechtsanwalt, ist Vorsitzender der „Artgemeinschaft“, einer rechtsextremen Organisation, die völkische und heidnische Ideologien vermischt und sich zur nationalsozialistischen Rassenlehre bekennt. 2004 hat Rieger den Hof gekauft, über eine eigens gegründete englische Firma, die *Wilhelm-Tietjen-Stiftung für Fertilisation Limited*.

Nur 255 000 Euro bezahlte er, ein Spottpreis. Die vier Gebäude auf dem 260 000 Quadratmeter großen Grundstück hatten acht Jahre leer gestanden. Der Eigentümer, eine börsennotierte Immobilienfirma, fand keinen Käufer. „Die wollten den Heisenhof loswerden, um jeden Preis“, sagt Nüttgens. „Die wollten gar nicht wissen, wer ihn eigentlich kauft.“ Rieger hatte Großes vor. Er wolle „Fruchtbarkeitsforschung“ betreiben auf dem Hof, teilte er mit. Nüttgens vermutet eher, dass Rieger das Areal, das auch über Stahlbetonbunker und Schießstände verfügt, für Tagungen und Schulungen nutzen wolle. Als im August 2004 Mitglieder der *Antifa Hannover* vorbeikamen und den Heisenhof einmal aus der Nähe „anschauen“ wollten, passierte es: „Plötzlich kommen die im Laufschritt zurück, im Schlepptau einen Haufen Neonazis“, erzählt Nüttgens. Bis in den Flur des Tagungshauses dringen die ungebetenen Gäste ein, einer fotografiert, ein anderer steht draußen Schmiere – mit Baseballschläger bewaffnet.

Die neuen Nachbarn hatten Guten Tag gesagt. Nüttgens streicht sich über den Bart. „An dem Abend haben wir zum ersten Mal seit zwanzig Jahren unsere Wohnungstür abgeschlossen.“ Heute prangt deutlich sichtbar die rote Leuchte einer Alarmanlage am Giebel des Fachwerkhauses. Direkt darunter leuchtet nicht minder rot ein Kreis, den Nüttgens um ein altdeutsch geschriebenes H gemalt hat – H wie Heisenhof, mit einem dicken roten Balken durchgestrichen. Dasselbe Zeichen trägt Nüttgens auch am Revers seiner Jacke, sein persönliches Nazi-Verbotsschild. Auf dem Erdwall vor seinem Grundstück stellt er Schilder auf: „Kein Nazizentrum in der Region und anderswo“steht darauf, gut sichtbar für jeden, der vom Heisenhof kommt.

Als die Neonazis vor dem Schulzentrum Flugblätter verteilten, ließ der Bürgermeister braune Mülltonnen aufstellen. „Im Dorf haben wir dennoch einen guten Stand“, sagt NPD-Funktionär Jürgen Rieger

Doch egal was er tut: Die Rechtsradikalen kontern. Sie zerstören seine Schilder, ritzten ein Hakenkreuz in einen Baum vor dem Haus. Im Gemeinderat sitzt ein Mitglied der NPD, im Kreisrat, wo Nüttgens die *Neue Ökologische Linke* vertritt, ebenso. Wenn er in Wahlkampfzeiten am NPD-Parteistand im Dorfzentrum vorbeigeht, grüßen sie ihn freundlich mit „Hallo Nachbar“. Bei der letzten Kreiswahl gewann die NPD doppelt so viele Stimmen wie Nüttgens’ linke Partei.

Nüttgens und seine Mitstreiter im Dorf halten dagegen: Als die Rechtsradikalen vor dem Dörverdener Schulzentrum rechte Flugblätter verteilten, ließ der Bürgermeister braune Mülleimer aufstellen. Es gibt Mahnwachen und Sonntagsdemos. Im *Bündnis für Toleranz und Demokratie*, das den Rechtsradikalen die Stirn bieten will, ist so gut wie jeder örtliche Verein vertreten. Der letzte Clou: Das Verwaltungsgericht verbot Rieger eine Nutzung der Heisenhof-Gebäude, wegen „baulicher Mängel“, die nur durch teure Umbauten behoben werden können. Wohnen darf im Heisenhof nun erstmal niemand.

Trotzdem kehrt auf dem Gelände keine Ruhe ein. „Wir sehen da oft genug Leute herumlaufen“, sagt Nüttgens. Die NPD organisierte mehrmals vom Hof aus ihren Wahlkampf, Kameradschaften und regionale Führungskader feierten Sommersonnenwenden und sangen völkische Lieder am Lagerfeuer. „Einmal haben sie sogar Schießübungen gemacht“, sagt Nüttgens. Inzwischen haben auch einige Jugendliche aus dem Dorf den Heisenhof mit seinem Partyraum für sich entdeckt. Nüttgens wird des Kampfes manchmal müde: „Es ist anstrengend, immer wieder diese ganze Maschinerie anzuwerfen, Plakate malen, Demos organisieren“, sagt er. Das Interesse an den Sonntagsdemos nimmt ab. „Es passiert halt nichts.“

Die Tür geht auf, und Astrid Andrzejewski kommt herein. Die grauen, krausen Haare hat sie mit Spangen gebändigt. Hinter ihr schleicht der Bernhardiner-Mischling Branco ins Zimmer. Andrzejewski will mit ihm spazieren gehen. Beim Blick aus dem Fenster versteinert sie. Draußen rennen zwei junge Männer auf dem Hof herum. „Wer ist das?“, fragt sie Nüttgens, und ihre Stimme ist angespannt. „Ach, das sind doch nur die Handwerker“, antwortet der.

Ein Anruf in der Anwaltskanzlei Rieger in Hamburg:
„Herr Rieger, viele Ihrer Nachbarn in Dörverden sind nicht gut auf Sie zu sprechen. Warum?“
„Wer sich für Deutschland einsetzt, hat immer Deutschfeinde gegen sich. Dass es aber so viel Widerstand gibt, damit habe ich nicht gerechnet. Im Dorf haben wir dennoch einen guten Stand, die NPD hat fünf Prozent.“
„Aber es gab Demonstrationen gegen Sie, Mahnwachen.“
„Auf den Demonstrationen waren viele Türken. Das waren gar keine deutschen Demos mehr. Solcher Widerstand ist mir egal.“
„Und wie läuft es mit Ihren direkten Nachbarn?“
„Mit den Nachbarn kommen wir gut aus. Nur mit den Kommunisten aus dem linken Tagungshaus gibt es Probleme. Die beobachten den Hof ständig mit Ferngläsern, einmal ging auch von deren Besuchern ein Angriff auf uns aus.“
„Fürchten Sie weitere Anschläge?“
„Der Hof wird gerade von NPD-Mitgliedern bewacht. Die würden sich einen Angriff nicht gefallen lassen. Wir haben auf unserem Gelände schließlich das Notwehrrecht. Und ich erwarte von den Bewachern auch, dass sie das ausüben.“

Eine Metallkette sichert den Eingang zum Heisenhof. Argwöhnisch beobachten die Nachbarn, wer kommt und geht

Design + Kommunikations-Akademie Reutlingen

Studium
Visuelle Kommunikation
Beginn: Oktober
Dauer: 3 Jahre
Rufen Sie an: 07121336132

DEKART

www.dekart.de

die tageszeitung

Investieren Sie in die Unabhängigkeit der Presse.

Mehr als 8.500 GenossInnen sichern die publizistische Unabhängigkeit der tageszeitung. Mit einer einmaligen Zahlung ab 500 Euro* können auch Sie taz GenossIn werden, damit am Ende die Wahrheit bleibt. (*auch in 20 Raten zahlbar)

Ja, ich will weitere Informationen:
taz Genossenschaft | T(030) 25 90 22 13
geno@taz.de | **www.taz.de/genossenschaft**

die . taz . genossenschaft

ramp

DEUTSCHLANDS BESTES AUTOMAGAZIN*
* Genreranking der LEAD ACADEMY 2008

»Ein Automagazin der Premium-Klasse.«
werben & verkaufen

»Wie ein Kunstwerk, frech und luxuriös.«
Südwest Presse

»Eine Jam-Session unter Kreativen, ein Kunstobjekt und eine Ideenwerkstatt.«
Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung

»ramp wird den Zeitschriften-Markt durcheinanderwirbeln.«
Südwest Presse

AUTO.KULTUR.MAGAZIN
AUSGABE 5
UPON THE LADIES!

DAMIR LACKIERT in seiner Garage ein Auto. In jeder freien Minute arbeitet der 33-jährige Bosnier in seiner Werkstatt. Sie ist sein zweites Wohnzimmer

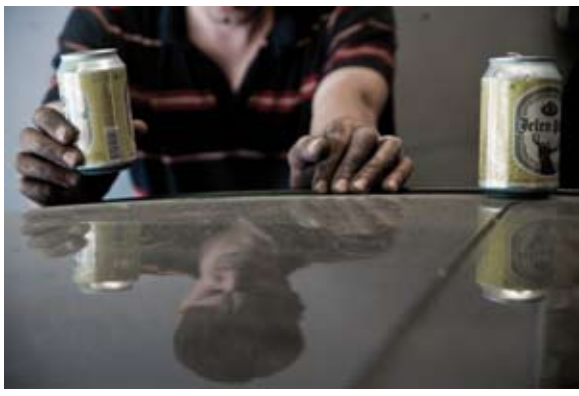
BEI REGEN UND KÄLTE verbreitet ein offenes Feuer ein wenig Wärme. Im Sommer werden auf dem Platz große Feste gefeiert

TEXT Nicola Meier
FOTO Milos Djuric

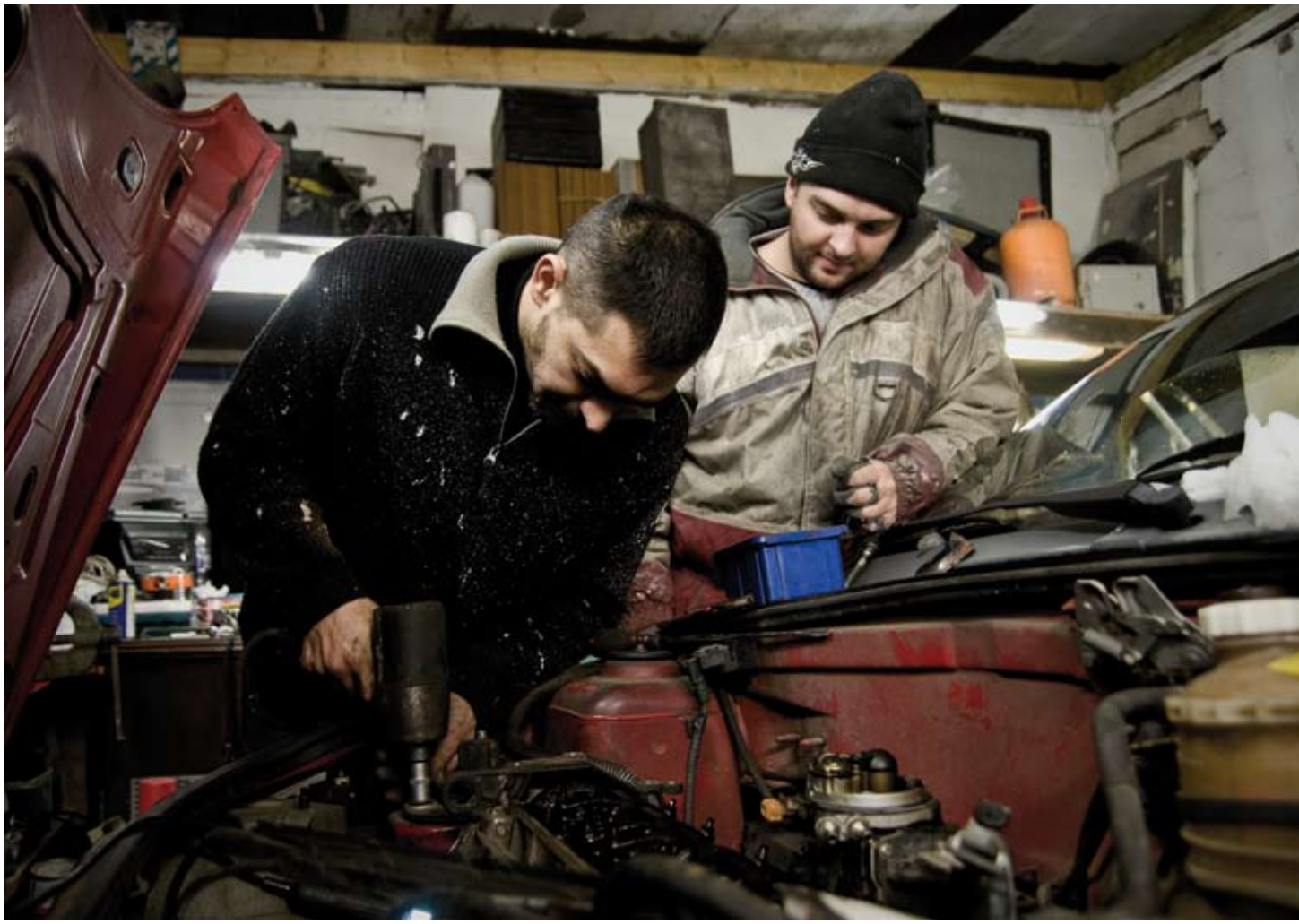
HEIMAT HINTERHOF

Mitten in Berlin haben sich Flüchtlinge aus aller Welt in einem Hinterhof Werkstätten eingerichtet. In alten Garagen reparieren sie Autos. „Der Platz" ist für sie zu einem Stück Heimat geworden

TÜFTELN AM AUSPUFF:
Im Hinterhof hat jeder der Garagennachbarn ein Spezialgebiet



BIER ZUM FEIERABEND:
Keno gönnt sich ein Jelen Pivo, die Nummer eins in Serbien



SPASS AM SCHRAUBEN:
Der Bosnier Damir und der Serbe Saša sind auf dem Platz Freunde geworden

Es gibt keine Adresse, keine Hausnummer. Nur wer eine Wegbeschreibung hat und weiß, in welcher Straße er vor welchem Geschäft abbiegen muss, findet den Hinterhof mitten in Berlin, der von seinen Bewohnern nur „der Platz" genannt wird. Links und rechts reihen sich je zehn Hütten aneinander, notdürftig aus Holz und Wellblech zusammen gezimmert, die Dächer schief und mit Planen wetterfest gemacht. Zwischen den Regenpfützen trotzt ein offenes Feuer in einer Tonne dem nasskalten Wetter.

Vor den Hütten stehen zwei Dutzend Autos, die ihre besten Jahre hinter sich haben. Die Türen sind zerbeult, die Stoßstangen eingedellt, der Lack zerkratzt. Wenn die Wagen vom Platz gefahren werden, sind die Mängel behoben. Denn in den Hütten verbergen sich Werkstätten, voll gestopft bis unters Dach mit Werkzeug und Auto-Ersatzteilen. Männer beugen sich über offene Motorhauben, liegen unter aufgebockten Hinterachsen, schleifen Kotflügel. Die meisten kommen aus dem ehemaligen Jugoslawien, andere aus Albanien und Bulgarien, der Türkei und Afrika. Hinter jedem Garagentor steckt eine Geschichte. Sie handeln von Krieg und Flucht, aber auch von Ankunft und Freundschaft.

Damir, 33 Jahre alt, hat ein rundes, fröhliches Gesicht mit Stupsnase und Dreitagebart. Er steht in einem ölverschmierten, rotgrauen Overall

Woher Jemand kommt. wie viel er besitzt.
ist auf dem Platz egal. Jeder ist willkommen.
Fast alle haben in Deutschland zu kämpfen

EIN GANZES SCHWEIN fürs große Fest: Zu besonderen Anlässen wird aus der Küchen-Garage schon mal ein Schlachtfeld

und mit dicker Wollmütze in der Garage seines Freundes Saša und streicht mit der Hand über den zerkratzten Kotflügel eines grauen 3er BMW. Gibt dem Freund ein paar Tipps, greift schließlich selbst zum Spachtel. Saša zündet sich eine Marlboro an und geht auf die andere Seite des Wagens, wo er selber gespachtelt hat. „Das ist der Amateur", sagt er und zeigt dann auf Damirs Arbeit. „Und das ist der Profi."

Saša ist Serbe, Damir ist Bosnier. Saša orthodoxer Christ, Damir Muslim. In ihrer Heimat wäre das Grund genug, sich zu hassen. Hier arbeiten sie Seite an Seite, sind Freunde. „Die Herkunft spielt bei uns keine Rolle", sagt Damir. Manchmal sitzen sie zusammen und sprechen über ihre alte Heimat Jugoslawien. „Der Krieg war so überflüssig", sagt Damir. „Ich bin froh, dass immer mehr Leute das einsehen."

Woher jemand kommt, wie viel er besitzt, ist auf dem Platz egal. Die meisten fangen hier ganz von vorne an: Start-up für Flüchtlinge aus der ganzen Welt. Manch einer hat mit dem Leben in Deutschland zu kämpfen, erzählt in holprigem Deutsch von den Problemen in der neuen Heimat. So wie Koffi, den Damir in seiner Garage besucht. Koffi ist 33 Jahre alt, ein kleiner, drahtiger Mann, der bei lauter Hip-Hop-Musik die Tür eines dunkelblauen Mercedes schleift. Vor sieben Jahren ist er aus Kamerun hergekommen. Er träumte von einem Leben als Mechaniker und einer besseren Zukunft. Die Wirklichkeit sah anders aus.

Koffi fand keine Arbeit, und niemand in Afrika hatte ihm gesagt, wie teuer das Leben in Deutschland ist. „Manchmal wollte ich einfach meinen Koffer packen und wieder zurück nach Kamerun", sagt er. Nur in seiner Garage kann er abschalten, hier vergisst er sein Heimweh. Auf dem Platz hat er Menschen wie Damir getroffen, die ihm zuhören und Mut machen. „Du darfst nicht aufgeben", sagt er zu Koffi. „Du musst kämpfen, das ist ganz wichtig."

Damir zieht die rostige Tür von Koffis Garage hinter sich zu und läuft quer über den Platz zu seiner eigenen Werkstatt. „Auf der Straße da draußen, da kennst du niemanden", sagt er. „Aber hier brauche ich jedes Mal eine halbe Stunde, um allen Hallo zu sagen."

Er weiß, wie es ist, in einem fremden Land bei Null anzufangen. Er kommt aus Zvornik, einer Kleinstadt in Bosnien. An den Krieg in Jugoslawien denkt er nicht gern zurück. „Es waren die eigenen Nachbarn, die sich die Köpfe eingeschlagen haben", erzählt er. „Wir haben doch alle gut

IM SOMMER bleiben viele bis zum späten Abend im Hinterhof. Dann reden sie über ihre alte Heimat und die Schwierigkeiten in Deutschland

Die Geschichten der Männer handeln von Krieg und Flucht. Nicht nur die Arbeit an den Autos zieht sie auf den Platz. Alle mussten neu anfangen, das verbindet

zusammengelebt, wir hatten nie ein Problem miteinander, und jetzt ist das ganze Land kaputt."

Es war im Juli 1992, als der Krieg nach Zvornik kam, als die Serben begannen, die bosnischen Muslime brutal aus dem Land zu vertreiben. Damirs Stirn legt sich in Falten. „Als sie kamen, sind wir nur noch gerannt." Zusammen mit seiner Familie schaffte er es auf einen Flüchtlings-Lkw. „Wir wollten nur raus aus Bosnien, rüber nach Kroatien." An der Grenze durfte sein Vater nicht ausreisen. „Er musste zurück und kämpfen." Damir, seine Schwester und seine Mutter kamen in ein Flüchtlingslager bei Zagreb, einige Wochen später landeten sie in Deutschland.

Zwei Jahre gab es kein Lebenszeichen vom Vater, dann endlich kam die Nachricht, dass er lebte. Als der Krieg in Jugoslawien zu Ende war, kehrte Damirs Familie nach Bosnien zurück. Er selbst blieb in Berlin, heiratete und machte eine Ausbildung zum Lackierer. Er fand aber keine Arbeit in seinem Beruf. Heute verdient er sein Geld auf dem Bau. Doch seine Leidenschaft gehört den Autos.

Vor sieben Jahren erfuhr Damir über einen Bekannten von dem Hinterhof. Seitdem steht er in jeder freien Minute in seiner Werkstatt und lackiert. „Das ist mein zweites Wohnzimmer", sagt er. Die Garage ist knapp dreißig Quadratmeter groß, trotz der klirrenden Kälte steht das Tor weit offen. Alle fünf Minuten kommt jemand herein. Händeschütteln, auf die Schulter klopfen, ein kurzer Plausch. „Keno, warst du noch mal beim Arzt?" Garagennachbar Keno streckt seine verbundene Hand in die Höhe. „Ja, in ein paar Tagen ist alles wieder okay." „Damir, hast du heute noch Zeit?" Ein Kunde ist mit seinem VW Golf vorgefahren. „Am Kotflügel muss noch mal lackiert werden." „Heute ist es schlecht, rufst du mich nächste Woche an?"

Es ist wie in einem gut funktionierenden Unternehmen: Jeder der Männer hat ein Spezialgebiet. Der eine beult Dellen aus, der andere lackiert, es gibt Experten für Bremsen und für Motoren. Erst brachten nur Freunde ihre Autos. Mittlerweile haben sich die niedrigen Preise herumgesprochen und auch Bekannte von Bekannten rollen mit ihren klapprigen Wagen auf den Platz. Das Gelände gehört einem Deutschen, der die Garagen günstig vermietet. Den Männern ist es recht, dass er sich nur selten blicken lässt.

Damir und seine Frau haben sich inzwischen getrennt. Manchmal denkt er darüber nach, wieder zurück nach Bosnien zu gehen. „Das Leben in Deutschland wird immer schwerer. Früher dachte ich, dass ich auf jeden Fall hier bleibe. Aber ich weiß es nicht mehr so genau." Vor ein paar Wochen war er in Bosnien bei seiner Familie. „Die Menschen dort sind arm, aber sie halten zusammen", sagt er. So wie auf diesem Platz.

Oft bleibt er bis zum späten Abend. Vor allem im Sommer, wenn der Hinterhof nach Sonnenuntergang zum Festplatz wird. Dann sitzen sie bis tief in die Nacht zusammen und feiern. Wenn auf dem Spieß über den Kohlen ein Spanferkel schmort und der Geruch von gegrilltem Fleisch durch die Garagen zieht, wenn das Akkordeon erklingt und eine Flasche Schnaps die Runde macht, dann fühlen sich alle mitten in Berlin wenigstens für ein paar Stunden zu Hause.

WIE DIE TIERE

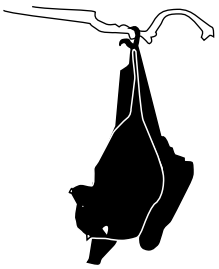
Affen, Büffel, Vögel und Krabben sind die besseren Nachbarn

TEXT Tanja Krämer
ILLUSTRATION Alexandra Lucatello

WEISSBÜSCHELAFFEN
{Callithrix jacchus}

Eltern haften für ihre Kinder. Dieser Satz gilt für Weißbüschelaffen nur bedingt: Hier passen alle Gruppenmitglieder auf den Nachwuchs auf, sozusagen als Kompensation. In jeder Gruppe von etwa 15 Tieren kann nur das dominante Weibchen Kinder kriegen, bei den anderen ist der Eisprung unterdrückt. Die dürfen aber babysitten, das ist ja auch schon was. Damit auch die Männer Hand anlegen, nutzt das dominante Weibchen einen Trick: Sie paart sich mit vielen Männchen. So weiß keiner, wer der Vater ist – und alle helfen mit.

ECHTE VAMPIRE
{Desmodontidae}

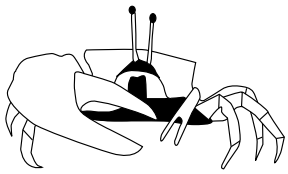


Der Echte Vampir ist besser als sein Ruf. Sind seine Artgenossen hungrig, gibt er eine kleine Blutspende. Das hätte der kleinen südamerikanischen Fledermaus mancher sicher nicht zugetraut. Aber die Tiere sind eben empfindlich. Schon nach zwei Nächten ohne Mahlzeit fallen sie verhungert von der Decke. Vorher aber betteln sie ihre Artgenossen um eine kleine Blutmahlzeit an – und meistens bekommen sie diese auch. Die satten Fledermäuse würgen einfach ein bisschen Blutkuchen aus ihrem Magen hervor und geben eine Mund-zu-Mund-Infusion. Das Blut stammt übrigens von Kühen und Pferden. Maximal dreißig Gramm saugen die Vampire ihnen ab.

BÜFFEL UND MADENHACKER
{Syncerus caffer et Buphagus}

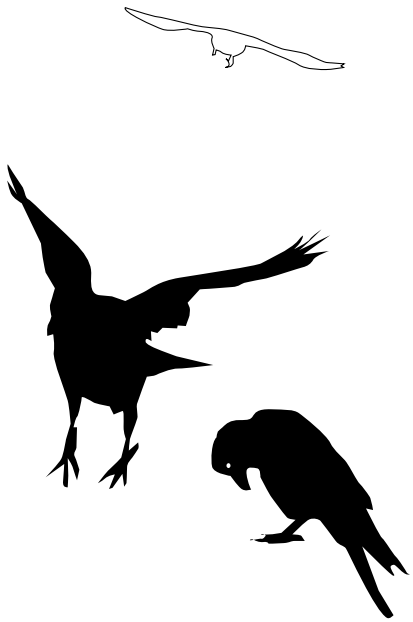
Parasiten sind lästige Gesellen. Aber sie schmecken gut. Zumindest den Madenhackern, einer afrikanischen Vogelart. Und wo findet man die beste Feinkost? Im Fell von Wildtieren, Kühen und anderen Herdentieren, von denen sich die Vögel gerne mal durch die Gegend tragen lassen. Dass die Vögel in ihrem Eifer auch mal ein kleines Stückchen Tierhaut abzwacken und sich ebenfalls schmecken lassen, nehmen ihre Taxis gelassen. Schließlich gibt es zur Körperpflege einen Extraservice gratis dazu: Sind Feinde im Anmarsch, machen die geselligen Vögel Radau. Das nennt man gelungene Kundenbindung.

WINKERKRABBEN
{Uca mjoebergi}



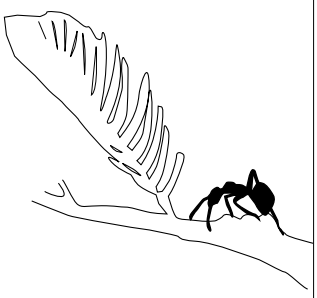
Eine kleine Mulde im Schlamm, mehr braucht die australische Winkerkrabbe nicht, um glücklich zu sein. Doch die Strandwohnungen sind begehrt: Nur wer eine Bleibe hat, kriegt auch ein Weibchen ab. Alle paar Zentimeter finden sich die Mulden der Krabbennachbarn. Wer keine Bleibe hat, versucht, einen Artgenossen aus dem Häuschen zu vertreiben. Das ist aber nicht immer leicht: Mitunter eilen die Hausbesitzer ihren angegriffenen Nachbarn zu Hilfe. Allerdings nur dann, wenn der potenzielle Neue stärker ist als der Alte – und so die eigenen Chancen auf dem Heiratsmarkt sinken würden.

RABEN
{Corvidae}



Nichts ist nerviger als Futterneider. Bei Raben gilt darum die Devise: Wer ein Stückchen Futter hat, wird nicht behelligt und kann sein Mahl in Ruhe genießen. Versucht einer der Vögel dennoch, dem anderen das Fressen zu stehlen, gibt's eins auf den Schnabel. Allerdings nicht von dem Bestohlenen, sondern von einem unbeteiligten Dritten. Regel ist schließlich Regel.

AKAZIEN UND AMEISEN
{Acacia et Formicidae}



Leckere Akazienblätter kommen so manches Insekt teuer zu stehen. Viele Arten dieses Baumes beherbergen eine eigene Ameisenarmee, die im Falle eines Angriffs die Fressfeinde ausschaltet. Als Belohnung gibt es Nektar aus speziellen Pflanzendrüsen. Weil ein Heer von Berufssoldaten aber ständig Hunger hat, haben einige Akazien einen weiteren Trick parat. Sie produzieren den Nektar nur, wenn sie wirklich gerade angeknabbert werden. Das lockt die Söldnerheere aus der Nachbarschaft an – mit entsprechend unschönen Folgen für beißwütige Vegetarier.

DAS MAMMUT

HAMBURG, HALLERSTRASSE

Ein Haus. 45 Mieter. acht Geschichten

TEXT Birgitt Cordes. Bastian Henrichs. Oliver Keppler und Hatice Kilicer

FOTO Linda Dreisen. Maria Irl und Sonja Och

GO_0409

GEBRAUCHSANWEISUNG

WIE FUNKTIONIERT DAS? Es gibt Häuser, die einen zum Voyeur werden lassen, an deren Fassaden man mit den Augen kleben bleibt. Deren Winkel, Giebel und Türmchen man mit dem Finger nachzeichnet. Durch deren Fenster man späht wie ein neugieriger Nachbar und sich unweigerlich fragt, wer hier wohl wohnt.

In der Hallerstraße in Hamburg steht so ein Haus. Das auf den Namen „Mammut" getauft wurde, weil es so groß ist und so viel Geld verschlingt – weil es eine Mammutaufgabe ist, das Haus zu restaurieren. In der Kaiserzeit erbaut, den Krieg überlebt, atmet es seit 121 Jahren Geschichte.

WER HIER WOHL WOHNT? Nachbarn, die sich seit Jahren kennen, die sich Eier und Mehl leihen, die im Treppenhaus schwatzen. Schön und gut. Aber in diesem Haus passiert viel mehr als das. Die 45 Mieter erleben Nachbarschaft als Glück. Sie feiern und kochen zusammen, lernen gemeinsam Sprachen und wird einer krank, kauft der andere für ihn ein.

WIESO FUNKTIONIERT DAS IN DIESEM HAUS? Wir wollten es herausfinden und sind über mehrere Wochen in diesen Mikrokosmos eingetaucht.

Wir haben einen traurigen Fotografen und eine türkische Yogalehrerin getroffen, fleißige Finanzjongleure und verliebte Rugbyspielerinnen, Ärzte, Journalisten, Studenten . . . und einen berühmten Fernsehkoch.

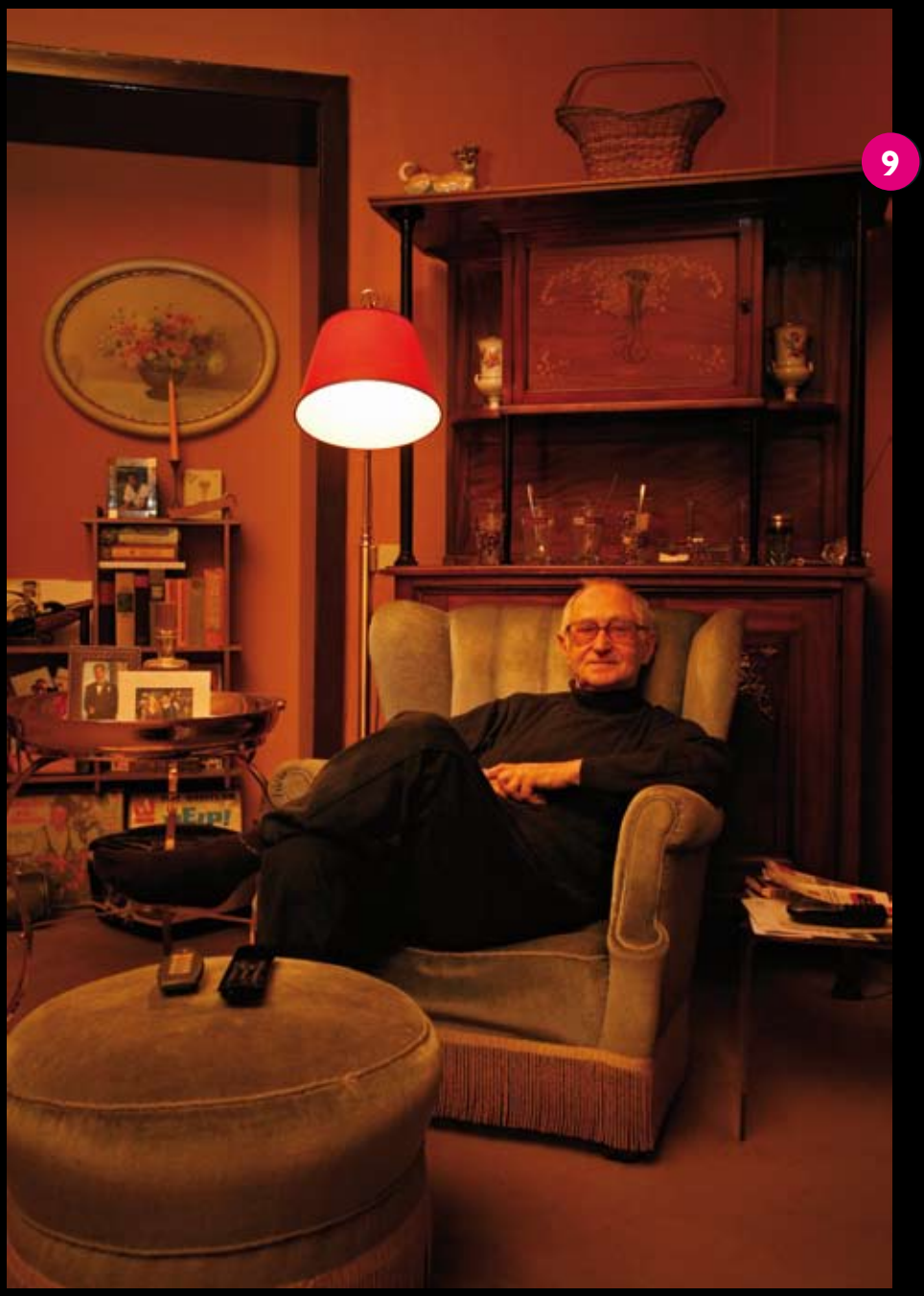
HEREINSPAZIERT! **SEITE 62** Besuch in einem Mietshaus der besonderen Art **70** Ein Tag im Leben von DJ Boris Dlugosch **72** Überall und nirgends: Hausbesitzerin Marie Coen – pausenlos im Einsatz **78** Blick zurück: Die bewegte Geschichte der jüdischen Bewohner **84** Zweiter Frühling: Verliebt in der Hallerstraße **86** Deutsch? Eine Türkin sucht das Glück **90** Ein Tag im Leben von Promi-Fotograf Christian Schoppe **92** Schnibbeln und Schnacken: Tim Mälzer kocht

DIE BEWOHNER

1 Arne und Kirsten Iwersen
2 Die Hauspraxis: Friederike Windler, Jürgen Axel, Norbert Neuburger
3 Katrin Pruns
4 Almuth Russell

5 Golden Oak Invest: Jens Vogt, Oliver Hagen, Sven Berbüshe (von links)
6 Hans-Henning Koch
7 Arndt, Paul und Cosma Zehle, geborene Gräfin von Tyskiewicz

8



9

10

11

8 Ralf Lorenz
9 Winni Sczerputowski
10 Stefan Setzkorn, Sandra Vidovic
11 Michael Kruse, Anna Grün

12 HS-Architekten: Gründer Holger Schmidt
13 Ingo Krümmel, Christiane Meseck
14 Regine Smith-Thyme
15 Arion, Faruk und Aramis Heplevent (von links)

VOM KELLER BIS UNTERS DACH

EIN HAUS FÜR ALLE FÄLLE

Nachbarschaft in Großstädten existiert nicht mehr. So ein Quatsch. Die Geschichten aus dem Mammut beweisen das Gegenteil. Seine Bewohner sagen, es ziehe „magisch die richtigen Leute an"

TEXT Bastian Henrichs
FOTO Linda Dreisen, Maria Irl und SonJa Och

Ein paar Hausbewohner treffen sich zu einer kleinen Feier im Dachgeschoss. Nach dem Essen bleibt noch Zeit für ein nettes Gespräch – wie so oft

Kaum Zeit für ein Küsschen. „Hallo, kommt rein. Stellt den Wein da vorn auf den Tisch!“, ruft Silke Boehncke, bevor sie in der Küche verschwindet und die nächste Fuhre Käse-Toast in den Ofen schiebt. Die Wohnungstür bleibt offen, neue Gäste treffen ein, die Umarmungen gehen weiter. Gelächter, Stimmengewirr, dazwischen ploppt ein Korken, den Gastgeber Jost von Maydell aus einer Rotweinflasche zieht. „Hey, schön dich zu sehen … Wie sieht deine Wohnung aus? Noch immer Chaos? Mensch, die lassen sich aber wieder Zeit … Oh, das sieht aber lecker aus … Setzt euch, setzt euch!“

Als hätten sie sich jahrelang nicht gesehen, plappern sie durcheinander, tratschen, lästern, prosten sich zu, tauschen sich aus, ein Dutzend Menschen zwischen 31 und 70 Jahren alt, weder verwandt noch beruflich verbunden. Einzig die Lage ihrer Wohnungen führt sie zusammen. Die gehen alle nach hinten raus, nicht gerade die Schokoladenseite des vierstöckigen Baus, der zur Straße hin mit seinen Säulen, Simsen und Stuckaturen so viel Pracht entfaltet, dass für die Rückseite kaum etwas Schmuckes übrig geblieben ist. Immerhin ein Blickfang zeichnet sich auf der tristen Hinterhausfassade ab: eine eiserne Feuertreppe. Die verbindet im Zickzack den Balkon der ehemaligen Chirurgin mit dem der Journalistin, führt vom Fotografenpaar hinauf zur Wohnung des Unternehmensberaters und der Modedesignerin, rüber zum Grafiker und seiner Freundin, der Dokumentarfilmerin, weiter bis auf die Dachterrasse des verliebten Rentnerpaares und hinab zur Krankenschwester. Da werden Einladungen schon mal spontan über mehrere Stockwerke zugerufen. Oder per Seilzug zugestellt: Vor dem Fenster von Krankenschwester Christel Springer baumelte eines Tages ein Körbchen. Darin ein Zettel mit der Einladung zum Kaffeetrinken bei ihren Nachbarn im Obergeschoss. „Im Sommer kommt Campingplatz-Atmosphäre auf“, sagt die Fotografin Vanessa Maas.

Ein Handwerker renoviert seit drei Wochen die Wohnung von Regine Smith-Thyme

EIN HAHN IM GARTEN SORGTE FÜR ZWIETRACHT. ER BLIEB NICHT LANG

Nach hinten raus zu wohnen hat in diesem Haus seine Reize. Vorne geht der Blick auf die belebte Straße und die dahinter liegenden Grindelhochhäuser, hinten liegt stattdessen ein grüner, von einer mannshohen Mauer umfriedeter Innenhof, der ab dem Frühjahr durch die hoch in den Himmel ragenden Pappeln vor fremden Blicken geschützt ist. Eine Insel der Stille und das mitten in der Stadt. Doch diese friedliche Oase füllt sich übergangslos mit Leben und Lärm, wenn Kinder durch den Garten balgen oder die Bewohner

Begrüßung im Treppenhaus. „Bleibt alles beim Alten heute Abend?", fragt Silke Boehncke (vorne). „Ja, ich freu mich schon", antwortet Christel Springer

bis tief in die Nacht in dem überwucherten Pavillon zusammensitzen. Früher krähte hier sogar mal ein Hahn, den eine Mieterin geschenkt bekommen und aus purer Verzweiflung im Garten ausgesetzt hatte. Eine harte Probe für die Nachbarschaft. Während die einen sich über mangelnden Schlaf beschwerten, dachten andere praktisch und wollten gleich einen Hühnerstall dazu bauen. „Es war nicht zum Aushalten!", stöhnt Hausbesitzerin Marie Coen noch heute. Der Hahn blieb nicht lang.

Es müssen nicht immer Glücksmomente sein, die eine Hausgemeinschaft zusammenhalten, auch gemeinsamer Ärger verbindet. Davon gibt es genug in diesem Gehäuse voller unterschiedlicher Charaktere, in dem kaum eine Wohnung der anderen gleicht, dessen mürbe Mauern voller Überraschungen stecken. Regine Smith-Thyme weiß ein Lied davon zu singen, während sie an einem Glas Rotwein nippt. „Seit drei Wochen wird bei mir renoviert", klagt sie. In ihrer Wohnung hängen Plastikfolien vor jeder Tür, die Möbel sind abgedeckt, jeder Luftzug verursacht ein Knistern, als treibe ein Geist sein Unwesen. Alle Türrahmen werden abgeschliffen, es stinkt nach verbrannter Farbe, die Decke im Bad ist als nächstes dran, weil der Putz abblättert. „Und auf einmal ist der Handwerker nicht mehr zu erreichen."

Jeder Mieter kennt solche Probleme und fühlt mit. Kein Tag, an dem nicht zwischen Keller und First das alte Holz eines Türrahmens zum Vorschein geholt, eine Stuckdecke frei gekratzt oder der Holzfußboden veredelt wird. Seit zwölf Jahren. Deshalb nennen sie ihr Haus „Das Mammut". Weil es Unsummen verschlingt und weil es eine Mammutaufgabe ist, den ehrwürdigen Komplex in Schuss zu halten.

HOLZDIELEN, STUCKDECKEN, WANDMALEREIEN: HIER MÖCHTE NIEMAND AUSZIEHEN

Doch im Grunde lieben sie ihr Domizil, das unter Denkmalschutz steht, und dessen Fassade die Denkmalstiftung zur zweitschönsten Häuserfront Hamburgs gekürt hat. Sie schwärmen von ihren breiten Holzdielen, hohen Stuckdecken, stilecht restaurierten Wand- und Deckenmalereien in den Treppenhäusern. Kein Gedanke daran, in einen Neubau zu ziehen. Das käme einer Verbannung in die Anonymität gleich, in eine Art Niemandsland, in dem Häuser nur noch die Funktion von Schlafstätten besitzen.

Die Modedesignerin Kirsten Iwersen und ihr Mann Arne, der als Unternehmensberater arbeitet, erinnern sich an einen Einbruch in dem Wohnblock, in dem sie vor ihrem Umzug in die Hallerstraße gelebt hatten: „Alle Möbel wurden raus getragen, ohne dass jemand Notiz davon genommen hat. Das könnte in diesem Haus niemals passieren!"

Wirklich nicht? Wahrscheinlich würde schon einer von ihnen die Polizei alarmieren. Doch bei dem ausgeprägten Glauben an das Gute im Menschen, den die meisten hier hegen, und der Hilfsbereitschaft, die unter den Mammut-Bewohnern herrscht, könnte es auch passieren, dass Nachbarn spontan mit anpacken, wenn es darum geht, schwere Möbel die Treppe hinunterzuschaffen.

Wenn es nichts zu tun gibt, klingelt Maler Johann (rechts) mal hier, mal da. Arne Iwersen lässt sich den neuesten Klatsch aus dem Haus erzählen

Hausmeisterinnen, Rugbyspielerinnen, Liebespaar: Manuela Wiedemann (hinten) klärt mit Dana Teagarden, wo noch Glühbirnen zu wechseln sind

Das Haus ist ein eigener Mikrokosmos. Mit seiner Straßenfront brüstet es sich vor den schäbigen Wohnblocks, die es links und rechts rahmen, ein echtes Mammut inmitten einer Allerweltsherde. Auch in seinem Bauch geht's anders zu als in den gesichtslosen Kästen der Umgebung. „Das Haus zieht magisch die richtigen Leute an", erklärt Christel Springer, wobei mit „richtig" nicht nur die Prominenz unter den Nachbarn gemeint ist. Ob Starkoch, weltweit agierender DJ oder Promifotograf, ob Rentner oder Krankenschwester: Allen ist gemeinsam, dass sie offen sind wie ihre Türen.

Allerdings: Wer hier einziehen will, muss es sich leisten können. Da zahlt Star-Fotograf Christian Schoppe für seine 300 Quadratmeter große Studiowohnung jeden Monat eine Summe, von der er sich einen kleinen Gebrauchtwagen kaufen könnte. So gesehen wäre das Mammut nichts anderes als ein Hort privilegierter Topverdiener – aber die Hausbesitzerin sucht ihre Mieter nicht nach dem Geldbeutel, sondern nach Sympathie aus.

Zum Beispiel Hausmeisterin Manuela Wiedemann, die seit anderthalb Jahren eine Zwei-Zimmer-Wohnung im Untergeschoss bewohnt, und Dana Teagarden. Beide in Liebe zueinander und in ihrer Leidenschaft für Rugby verbunden. Manuela Wiedemann spielt im Team des FC St. Pauli, mit dem sie schon mehrmals die deutsche Meisterschaft gewonnen hat. Ihre amerikanische Lebensgefährtin fungiert als Rugby-Schiedsrichterin. Eine glückliche Fügung, dass Dana Teagarden Bauingenieurin ist und somit ihrer Freundin bei den technisch anspruchsvollen Arbeiten im Haus helfen kann. Eigentlich könnte Manuela Wiedemann sich die Wohnung nicht leisten, aber dank ihrer Dienste im Haus zahlt sie weniger Miete. Oft ziehen die beiden durchs Haus, die Trittleiter unter dem Arm, wechseln Glühbirnen, befreien verstopfte Ausgüsse, entlüften röchelnde Heizkörper und nehmen Hausbesitzerin Marie Coen lästige Organisationsarbeit ab.

MALER JOHANN ARBEITET SEIT DREISSIG JAHREN IM HAUS. VOR IHM IST KEIN GEHEIMNIS SICHER

Unvermeidlich, dass sie mehrmals am Tag einem Faktotum über den Weg laufen, den alle nur unter seinem Vornamen Johann kennen, der jeden Mieter duzt und jeden Satz mit einem breiten Hamburger „nech?" beendet. Johann kommt seit mehr als dreißig Jahren fast jeden Tag aus Lüneburg angereist, das Mammut ist sein zweites Zuhause. Er ist die ergiebigste Quelle für Neues aus der Nachbarschaft. Er weiß, dass das Pärchen aus dem Untergeschoss eine verletzte Möwe und eine krebskranke Ratte gesund pflegt, dass sich „Nervi", die Frau aus dem dritten Stock, wieder mal lautstark mit ihrem Mann in die Haare gekriegt hat und dass Peter Schmetzer schlecht drauf ist, weil er nicht weiß, wie er seine Miete zahlen soll.

„Jau, hier is immer was los, nech?", stellt Johann fest und schlurft in ausgelatschten Krankenhausgaloschen die Treppe hinauf. Im zweiten Stock erzählt er, dass hier eine Zeit lang ein Bordell war, von dem niemand im Haus etwas wusste, bis

Werbefotograf Peter Schmetzer (rechts) zeigt auf eine feuchte Stelle in seinem Studio. „Jau, ich trink noch 'n Kaffee, nech, dann mach ich dir das feddich!", sagt Johann

sich der Nachbar beschwerte, dass nachts so oft bei ihm geklingelt wurde. Sonnenstrahlen sickern durch die Fensterpyramide, die hoch oben das Treppenhaus krönt, Stufen knarzen unter jedem Schritt. Früher war Johann Krankenpfleger, er ist sogar einmal beim Hamburger Marathon mitgelaufen, doch jetzt, wo er auf die Siebzig zugeht, bringt ihn seine künstliche Hüfte auf jeder zweiten Stufe ins Wanken. Er verschnauft und streichelt den hölzernen Handlauf. „Jau, da hab ich die kompledde Farbe abgebrannt, war alles mal schwarz, nech?"

Der kleine Mann in der viel zu großen Schlabberhose klingelt mal hier, mal da und fragt, ob es was zu tun gibt. Meistens nicht. Wenn doch, legen die Mieter eine CD mit Johnny Cash auf. Johann liebt Country-Musik bei der Arbeit.

Im Studio des Werbefotografen Peter Schmetzer spielen heute nur die Bläser der Trübsalkapelle. „Na, Schmetzi, wie geht's dir heude?", grüßt Johann fröhlich und legt ihm die Hand auf die Schulter. Doch der alte Herr ist nicht in Stimmung, plumpst gleich wieder in den Ledersessel hinter seinem Schreibtisch und beginnt zu schimpfen. Es geht nicht nur um die Außenwand, auf der sich feuchte Flecken zeigen, viel schlimmer ist, dass kaum noch Aufträge reinkommen. „Die verfluchte Krise", stöhnt Schmetzer, „das konnte ja keiner ahnen, es sieht nicht gut aus." Johann verschwindet hinter den Plastikplanen auf der Baustelle im hinteren Teil des Zimmers und macht sich an die Arbeit.

Kabelsalat: An den Telefonleitungen sind die Namen der Mieter befestigt

Seit dreißig Jahren arbeitet Schmetzer in der Hallerstraße. Auf zwei Räume verteilt, groß wie die Schalterhalle eines Dorfbahnhofs, stehen Lichtanlagen, Lampenschirme und Kameras herum. Es riecht nach Zigarren und Staub. In den Regalen stapelt sich Schmetzers Vergangenheit: unzählige Gläser und Tassen, Modellautos, Kerzenständer, goldene Feuerzeuge. Stolz zeigt er auf einige Lebensmittelpackungen, die mit seinen Fotos gestaltet wurden. „Jede einzelne Erbse musste ich mit der Pinzette platzieren." Ein Seufzer. Die Finanzkrise hat seine wichtigsten Auftraggeber in die Pleite getrieben, andere sind abgesprungen. Die meiste Zeit hockt er am Schreibtisch vor der Fensterbank, auf der ein Kaktus steht. Liest, blättert in Prospekten, schaut seine alten Fotos an. Oder starrt auf die Bäume vor dem Fenster. Der Zinnbecher auf dem gläsernen Schreibtisch ist voller Zigarrenstummel.

„Dieser Dreck! Dieser Lärm! Und dieser Gestank!", brüllt er plötzlich. Hinter den Plastikplanen, die das Studio von der Baustelle trennen, jault Johanns Schleifmaschine. „Seit acht Wochen geht das schon so!" Johann sitzt auf einem umgedrehten Farbeimer, schleift

Lachsschnittchen und Rote-Bete-Suppe. Nach dem Yoga hat Almuth Russell (links) Freunde und Nachbarn zum Essen in ihre Wohnung eingeladen

ungerührt das Paneel unter dem Fenster ab, um das alte Naturholz hervorzuholen und produziert dicke Luft. Im Raum und bei Schmetzer.

Auch in diesem Haus reicht die Nachbarschaftshilfe nicht immer aus, um solch kleine Tragödien zu verhindern. Allenfalls werden Schmerzen gelindert. Tröstlich, dass Gespräche von Tür zu Tür zur Tagesordnung gehören. Nachbarn umarmen sich zur Begrüßung, sprechen über das Wetter und Alterswehwehchen, über verstorbene Tanten, neugeborene Enkel oder Finanzprobleme. Neulinge sind mit solcher Nähe bisweilen überfordert. Doch über kurz oder lang ergibt sich, dass jeder die Macken und Probleme seiner Nachbarn kennt – und dass man sich umeinander kümmert. „Das soziale Feingefühl der Menschen in diesem Haus ist stark ausgeprägt", sagt Kirsten Iwersen.

Sie hat es am eigenen Leib gespürt, als einen Tag vor Heiligabend ihr Kreislauf zusammenbrach und sie unter starken Unterleibsschmerzen litt. Zu ihrem Glück bilden Ärzte unter den Bewohnern des Mammuts die größte Berufsgruppe. Kinderärztin Marie Coen und Frauenärztin Cosima Vieth untersuchten Kirsten Iwersen und erkundigten sich alle zwei Stunden, ob es ihr gut gehe. Als sich ihr Zustand nicht besserte, schickten sie Iwersen ins Krankenhaus. Kaum wieder zu Hause, stand eine Schale Süßigkeiten vor ihrer Tür, jemand besorgte DVDs gegen die Langeweile, ein Balkonnachbar brachte einen Topf Suppe vorbei. Und eine Woche später holten einige Nachbarn sie kurz vor zwölf zum Silvesterfest auf der Dachterrasse ab.

Kein Einzelfall. Trotzdem gibt es Mieter, die behaupten: „An unserer Nachbarschaft ist nichts Besonderes." Dabei ist es in diesem Haus normal, dass sich eine Gruppe älterer Frauen regelmäßig zum Yoga trifft, andere jeden Samstag zusammen Nordic Walking machen und danach gemeinsam ihre Wochenendeinkäufe auf dem Markt erledigen. Die Nachbarn bringen sich gegenseitig Sprachen bei, leihen sich untereinander Autos, laden sich auf Geburtstage ein, fahren gemeinsam in den Urlaub, fliegen zur Hochzeit eines ehemaligen Hausbewohners um die halbe Welt und trösten sich gegenseitig, wenn die Tante stirbt.

EIN PFLEGEZIMMER FÜR ALTE HAUSBEWOHNER – ODER DOCH EIN HOBBYRAUM FÜR DIE MÄNNER?

Zurück auf der kleinen Party im Dachgeschoss. In der Fensterfront spiegeln sich die Gesichter der Gäste und mischen sich mit den fernen Lichtern des Hamburger Hafens. Einige Frauen haben sich in einer Sitzgruppe niedergelassen. Sie diskutieren die Idee, eine Wohnung im Haus frei zu halten, um pflegebedürftige Verwandte oder Hausbewohner unterzubringen. Als Vorbild dient der Fall der 97-jährigen Inez Meyer, die über ein Jahr lang von der Hausgemeinschaft gepflegt und versorgt wurde.

„Nein, wir brauchen einen großen Hobbyraum", tönt es aus der Männerrunde, die das Gespräch der Frauen belauscht hat. Gelächter. Aber die Ideen sind geboren – und werden im Bauch des Mammuts heranwachsen.

DACHGESCHOSS, RECHTS

„NICHT GANZ DICHT“

Star-DJ Boris Dlugosch, 40, angelt gerne und liebt die Ruhe. Außer freitags und samstags, da gibt er den Ton an

TEXT Birgitt Cordes
FOTO Linda Dreisen

Der Partytyp war ich noch nie, ich brauche meine Ruhe. Die Zeiten, als ich aus dem Koffer gelebt habe, sind vorbei. Bis vor vier Jahren saß ich nur im Flugzeug und legte jedes Wochenende in Europa, Nordamerika oder Asien auf. So richtig los ging meine DJ-Karriere, als ich Anfang der Neunziger den Song *Sing It Back* von Moloko geremixt und kurz darauf die Single *Never Enough* mit der Sängerin Róisín Murphy aufgenommen habe.

Jetzt ist mein Leben überschaubarer. Ich bin vor allem in Deutschland unterwegs. Drei- bis viermal im Jahr fliege ich noch in der Weltgeschichte herum. Heute Morgen hat meine Bookerin angerufen, zwei Clubs aus Sydney und Melbourne haben angefragt. Unter der Woche arbeite ich zu Hause. Ich stehe gegen neun Uhr auf und koche mir einen grünen oder schwarzen Tee. Vor kurzem habe ich mitbekommen, dass es sich lohnt, ein paar Euro mehr auszugeben und Bio-Tee zu kaufen, wegen der Pestizide und so.
Vormittags checke ich meine Mails, telefoniere, wähle die Musik aus, die ich am Wochenende spiele. Mittags geh ich oft essen. In die *Küchenwerkstatt* beim Hofweg oder ins *Cox* in der Greifswalder Straße. Außer montags und dienstags, da ist Kindertag. Meine vierjährige Tochter lebt bei ihrer Mutter, drei Straßen weiter. Ich hole sie vom Kindergarten ab und koche für uns. Sie liebt panierten Fisch, ganz simpel, so wie ich ihn als Kind auch gerne mochte.

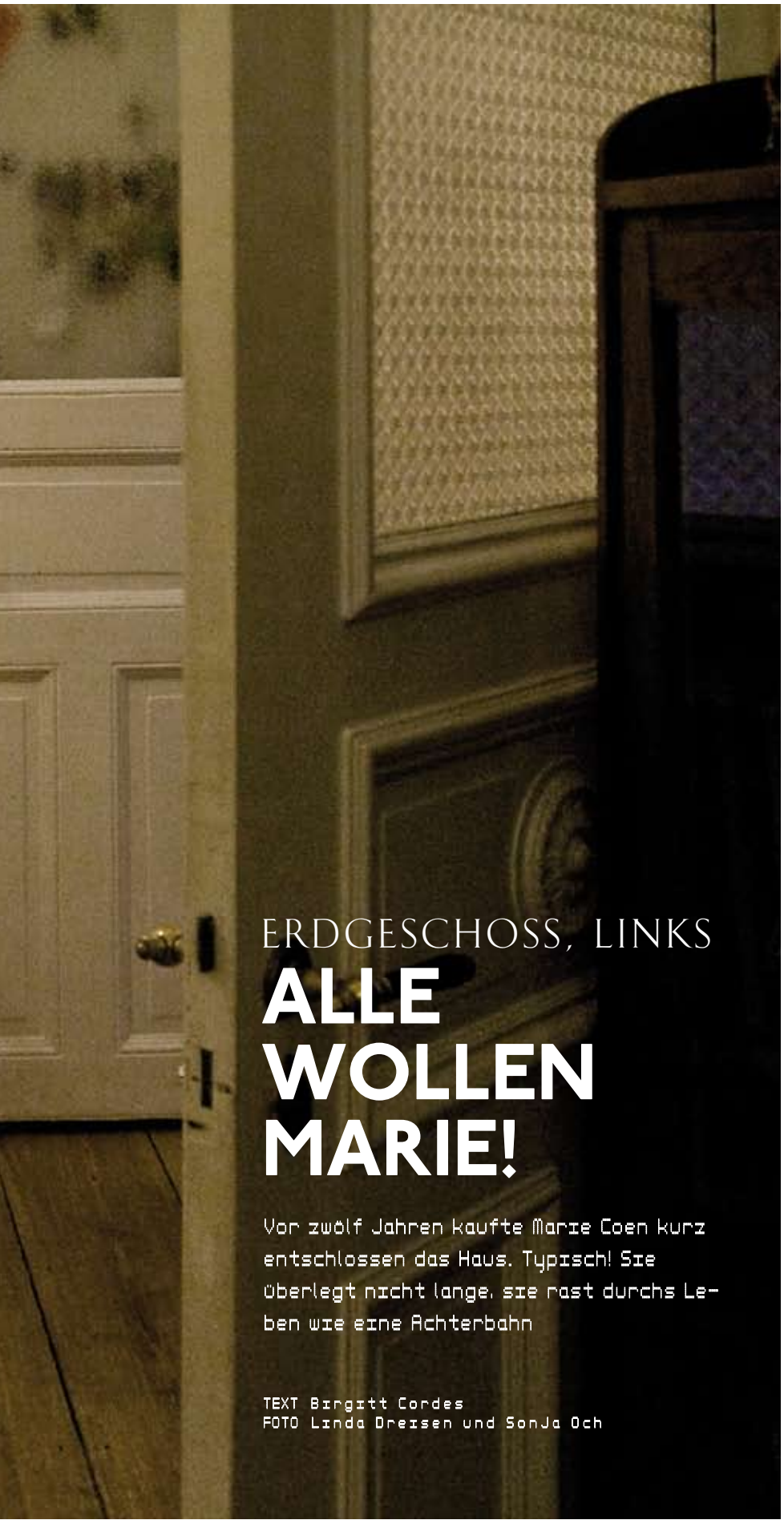
Wo wir gerade bei den Fischen sind. Am liebsten angel ich sie mir selber. Meine Freundin hat mir letztes Jahr einen Tag mit einem Profi-Angler geschenkt, da habe ich meine alte Leidenschaft wiederentdeckt. Ich habe ein paar richtig große Hechte aus dem Wasser geholt und einen Zander, der landete am Abend in der Pfanne. Der war total lecker! Mit meinen DJ-Freunden rede ich auch oft übers Fischen. Die sind privat stinknormal. Wir kochen gerne zusammen, gucken Filme, alles ganz gesittet, keine ausgeflippten Partys.

Ich war sechzehn, als ich im Hamburger Club *Front* meinen ersten DJ-Job hatte. Nebenbei arbeitete ich hinter der Bar oder als Kurierfahrer, eine Zeit lang war ich arbeitslos. Die Frau beim Arbeitsamt guckte etwas verstört, als ich DJ als Beruf angab. Für viele ist es bis heute kein richtiger Beruf. Mann, ich mache den Job jetzt schon seit 25 Jahren, kommt mir echt nicht so lange vor. In Hamburg aufzulegen ist bis heute etwas Spezielles für mich. Letzten Samstag hab ich in einem Club auf der Reeperbahn gespielt und alles stimmte, die Leute waren gut drauf, so wie ich es mag.

Sonntags machen meine Freundin und ich es uns meistens zu Hause gemütlich. Hier oben in unserer Dachgeschosswohnung fühle ich mich wohl, sie ist mein Elfenbeinturm. In meiner alten Wohnung lebte eine Frau über mir, die ständig mit ihren hohen Hacken übers Parkett stiefelte. Das hat mich wahnsinnig gemacht, echt!

Das war aber noch gar nichts gegen meinen alten Nachbarn hier in der Hallerstraße. Bei dem war fast jeden Abend Rambazamba. Am Wochenende, wenn ich morgens um fünf oder sechs nach Hause kam, standen vor dem Eingang vier bis fünf Taxis, aus denen Partygäste strömten. Aus der Wohnung dröhnte es wie auf dem Kiez. Der Typ war echt nicht ganz dicht, der hatte in seiner Wohnung eine halbe Disco installiert – mit Nebelmaschine und Lichtanlage! Reden konnte man nicht mit dem. Wir hatten richtig Zoff. Eines Nachts, als meine Wände wieder vibrierten, ist mir der Kragen geplatzt. Es kam zu einer Rangelei, ich hatte ihn im Schwitzkasten und am Ende rief ich die Polizei. Zum Glück ist der ausgezogen!

Zu Hause höre ich selten Musik. In den Clubs trage ich oft Ohrstöpsel, aber das geht nicht immer, wegen der Akustik: Ich muss ja hören, was ich spiele. An den Wochenenden genieße ich den Sound und die Party-Atmosphäre. Aber ich brauche die Stille danach, um runterzukommen.



ERDGESCHOSS, LINKS

ALLE WOLLEN MARIE!

Vor zwölf Jahren kaufte Marie Coen kurz entschlossen das Haus. Typisch! Sie überlegt nicht lange, sie rast durchs Leben wie eine Achterbahn

TEXT Birgitt Cordes
FOTO Linda Dreisen und SonJa Och

OBEN Zu viele Kochtöpfe. Marie Coen verschenkt ein paar an ihre Mieterinnen

UNTEN „Aah!" In ihrer Praxis bringt die Kinderärztin einen Jungen dazu, den Mund aufzumachen

Spätabends telefoniert Marie Coen mit Sohn und Enkeltochter am Computer. Sie leben in Kanada

Marie! Marie! Alle rufen Marie. „Das Schleifgerät ist kaputt, kannst du ein neues kaufen?“ „Marie! Um halb fünf kommt der Statiker!“ „Marie! Aram ist am Telefon!“ Während sie telefoniert, schwirren sieben Leute durch die Wohnung, trinken Kaffee, googeln am Computer, jemand klimpert am Klavier, im Klo rauscht die Spülung. Marie Coen, 63, Mutter, Großmutter, Kinderärztin und Besitzerin des Hauses in der Hallerstraße, mittendrin.

Läuft man von der Haustür durch den vierzehn Meter langen Gang bis zur Küche, kann man nur raten, wer hier wohnt. Vielleicht die blonde, junge Frau, die aus dem Bad kommt? Oder der Typ mit dem lässigen Stufenhaarschnitt, der in der Küche ein Schinkenbrötchen isst? Fehlanzeige! In der Erdgeschosswohnung lebt Marie Coen mit ihrem Partner Wolfgang Schafnitzl, sie teilen ihre 160 Quadratmeter mit dem Rest der Welt. Im Moment mit drei australischen Rucksackreisenden und einer Bekannten eines Freundes aus Mexiko. „Es ist ein bisschen wie in einer Jugendherberge“, sagt Marie Coen und sprintet zur Haustür. „Hallo Regine, komm rein.“ Sie eilt von einem Zimmer ins andere. Sie trägt abgewetzte Jeans, auf ihrer weißen Bluse ist ein Kaffeefleck. Egal! Ein Handwerker hält ihr einen Schlüssel vor die Nase, sie nickt ihm zu. Marie Coen ist überall und nirgends, wer etwas von ihr will, muss schnell sein. Kaum hat man ihre Aufmerksamkeit, redet schon wieder jemand dazwischen, es läutet an der Tür, das Telefon klingelt. „Wenn ich was von Marie will, passe ich sie vor der Haustür ab, da erwisch ich sie allein“, sagt Maler Johann.

Die Privatsphäre der Kinderärztin Marie Coen ist sechs Quadratmeter groß. Sieben Stufen führen im Arbeitszimmer auf die kleine Galerie. Eine Matratze auf dem Boden, daneben liegen der *stern* und das Magazin der *Süddeutschen Zeitung*, darin ein Beitrag über obdachlose Frauen, auf dem Nachttisch eine winzige Niveadose. Zum Lesen kommt sie, wenn in den Nachbarhäusern die Lichter ausgehen, zum Schlafen selten vor zwei Uhr nachts.

Jeden Morgen, Punkt halb acht, verlässt Marie Coen das Haus und fährt mit der U-Bahn ins Hamburger Arbeiterviertel Barmbek. Ein kalter Wind weht durch den Bahnhofsgang, an der Imbissbude trinken die Männer Bier zum Frühstück. Es riecht nach altem Bratfett. Wenig später kniet Marie Coen in ihrer Kinderarztpraxis, 200 Meter von der Bahn-Station entfernt, im Behandlungsraum vor einem zweijährigen Jungen, kaspert mit ihm herum. Er grinst mit seinen zwei Zähnen zurück. Es klopft an der Tür: „Marie! Kannst du hier kurz unterschreiben?“, fragt Kinderkrankenschwester Uli und hält ihr ein Rezept hin. „Und Marie! Kannst du gleich nach vorne kommen? Da ist eine Mutter, die nur Spanisch spricht.“ Die Mischung der Familien im Wartezimmer ist so bunt wie in einer Flughafenhalle. Zwei Portugiesinnen unterhalten sich laut, eine Mutter schimpft auf Spanisch mit ihrer Tochter, die sich den Rotz am Ärmel abwischt, ein Junge stapelt Holzklötze aufeinander, „dobry“, gut gemacht, sagt der polnische Vater. Daneben eine Koreanerin, eine Frau mit Kopftuch und eine Peruanerin. Speziell unter den Latinos in Barmbek hat es sich herumgesprochen, dass Marie Coen fließend Spanisch spricht. „Die kommen mittlerweile aus ganz Hamburg zu uns“, sagt die Arzthelferin, während Marie Coen am Computer Patientendaten eintippt. Sie beißt in ihr Käsebrötchen. Mittagspause macht sie nicht. Keine Zeit! Die Gemeinschaftspraxis ist eine der wenigen in diesem Kleine-Leute-Viertel mit seinen vielen Arbeitslosen, Migranten und Illegalen. Ihr Wartezimmer ist voll, vor 21 Uhr ist sie so gut wie nie zu Hause.

SELBST FÜR IHRE FREUNDE HAT SIE SELTEN ZEIT: „WENN ICH MARIE BESUCHE, SITZE ICH NACH FÜNF MINUTEN ALLEIN AM KÜCHENTISCH“

Niemand in der Hallerstraße weiß genau, wann man sie wieder erwischen kann. Ob Nachbar oder Hausmeisterin, Handwerker, Tochter oder Gast. Die Frage: „Wann kommt Marie?“ hallt jeden Tag wie ein Echo durchs Haus. Wer bei Marie Coen auf der Durchreise ist, bekommt sie vielleicht gar nicht zu Gesicht.

„Wenn ich Marie besuche, sitze ich nach fünf Minuten allein am Küchentisch“, sagt ihre Nachbarin, die seit achtzehn Jahren neben ihr wohnt. Übel nimmt sie es ihr nicht, auch wenn der Wirbelsturm Marie Coen anstrengend sein kann. „Bei ihr zu Hause passiert immer etwas“, sagt sie. „Ich bewundere ihre Ausdauer, aber manchmal ist es auch unheimlich, wie sie durchs Leben rennt.“

Im Theater „Marie“ ist sie Regisseurin, Hauptdarstellerin und Platzanweiserin in einer Person. Sie ist es, die bis heute das Geld verdient. Ihr Mann kümmerte sich um die drei Kinder. „Es hat sich so ergeben, bis heute liebt er seine Rolle als Vater“, sagt sie. Sie lernte Amilcar Coen 1973 in Mexiko kennen. Ein paar Wochen später kamen sie zusammen nach Deutschland. Er blieb zu Hause, während sie in den Slums

OBEN Hausparty im Dachgeschoss: Luftholen für den nächsten Tag. Dann klingelt es wieder an der Tür, weil ein Fenster klemmt oder der Lift streikt

LINKS Die Eingangstür muss repariert werden. Inspektion mit Hausmeisterin und Tischler

UNTEN Erste Hilfe in der Küche: Marie Coen nimmt einer Mieterin Blut ab

OBEN Marie Coen und Wolfgang Schafnitzl haben gern Gäste. Gegenseitige Einladungen kommen im Haus häufig vor

MITTE Schnell noch die Lippen nachziehen. Mal wieder auf dem Sprung!

UNTEN „Sonntag ist der einzige Tag, an dem wir gemeinsam etwas unternehmen“

von Kalkutta Kinder behandelte. Seit 25 Jahren, seit der ersten Stunde, ist sie für die Organisation *Ärzte für die Dritte Welt* im Einsatz. „Er wusste, wie wichtig mir die Arbeit dort war", erzählt sie, während sie das Besteck aus der Geschirrspülmaschine mit gewohnter Eile in die Schublade einräumt.

Nein sagen kann sie nicht. Tag für Tag verstrickt sie sich in ein Knäuel von Verabredungen und Terminen. Am Ende bleibt für jeden nur wenig Zeit. Der Satz: „Ja, kein Problem, mach ich" rutscht ihr ständig über die Lippen. Ihr Lieblingssatz: „Das geht schon irgendwie" hat sie vor zwölf Jahren zur Hausbesitzerin der Hallerstraße gemacht. Ursprünglich war geplant, dass jeder Mieter seine Wohnung kauft. Als es soweit war, wollte aber keiner das Risiko eingehen. Außer Marie Coen. „Ich hab's durchgerechnet und fand, dass es eine gute Investition sei, und sieben Millionen Mark kamen mir nicht zu viel vor." Wie baufällig das Haus war, stellte sich erst später heraus. Bis heute gehört das Haus der Bank. Auf Marie Coens Kontoauszügen war schon lange kein Pluszeichen mehr. Sie nimmt es gelassen. Aus der Investition ist eine Leidenschaft geworden. Die Mieter gehen bei ihr ein und aus, rufen zu jeder Tages- und Nachtzeit an, weil ein Fenster klemmt, das Wasser nicht warm wird oder jemand ärztlichen Rat braucht.

Sie teilt sich ihre Zeit akribisch ein. Im Wohnzimmer erinnern über dreißig weiße Ordner mit Fotos an ruhigere Tage. Marie Coen 1970 in Afrika, trampend am Straßenrand, 1976 mit Mann und Sohn in Mexiko am Strand, 1980 als Ärztin in Kalkutta. Kein Jahr, in dem sie nicht ein Stück Neuland bereiste. „Ich wollte so viel wie möglich von der Welt sehen, es hat den Blick auf mein Leben verändert."

Im Ausland zu arbeiten war immer ein großer Wunsch von ihr. „Wenn ich in Rente gehe, möchte ich für eine Weile in Kalkutta leben." Sie hat dort Freundschaften geschlossen. Nächstes Jahr heiratet ihre indische Patentocher, da will sie dabei sein. „Es ist nicht alles nur traurig und schlimm in den Slums, die Menschen organisieren sich erstaunlich gut, helfen sich untereinander aus, weil sie wissen, dass es allen nützt."

EINMAL BRACHTE SIE EINEN OBDACHLOSEN MIT NACH HAUSE. DIE KINDER REBELLIERTEN, MARIE VERSTAND DIE AUFREGUNG NICHT

Zurück in Deutschland schätzt sie umso mehr, was sie hat. Manchmal verwischt sie die Grenzen zwischen hier und dort. Einmal kam sie mit einem Obdachlosen nach Hause, der so stank, dass ihre Kinder rebellierten. Marie Coen war überrascht. „Ich wollte nur, dass er sich ein bisschen aufwärmt und was zu essen bekommt."

Als sie 1995 von einer Reise zurückkam, zerbrach ihre Ehe nach 22 Jahren und sie erkrankte an Brustkrebs. Ihr Mann hatte sich verliebt und ging zurück nach Mexiko. Ihre jüngste Tochter sagt, da habe sie ihre Mutter das erste Mal weinen gesehen. „Ich stand auf einmal alleine mit meinen Kindern da, und die Chance, den Krebs zu überleben, war klein." Eine Nachbarin erinnert sich daran, wie sie Marie Coen drei Wochen nach der Operation am Hauseingang traf. „Sie schleppte Mineralwasserkisten ins Haus, ich dachte: Typisch Marie!"

Eigenwillig war sie schon früh. Als junge Frau weigerte sie sich, als Sekretärin in ihrer Heimatstadt Herford in einem Büro zu versauern. „Meine Eltern träumten davon, dass ich den Prokuristen der Firma heirate." Stattdessen fälschte sie die Unterschrift ihres Vaters und meldete sich auf dem Gymnasium an, gegen den Willen der Eltern. „Bildung war für sie etwas Bedrohliches." Mit fünfzehn brach Marie Coen das erste Mal aus Herford aus. Zusammen mit einer Freundin und fünfzig Pfennig in der Tasche radelte sie 270 Kilometer nach Groningen. Von dem Geld kauften die beiden sich ihre erste Portion Pommes Frites. In Holland schliefen sie im Straßengraben. Das war 1960.

AM KÜCHENTISCH PLAUDERT SIE FREIMÜTIG ÜBER IHRE WILDE STUDENTENZEIT, ALS SIE NOCH AN DIE FREIE LIEBE GLAUBTE

Typisch Marie, sagt ein guter Freund, der sie auf vielen Reisen begleitete. „Sie braucht nicht viel, bis heute reist sie nur mit Handgepäck." Wenn er in Hamburg ist, übernachtet er bei Marie Coen und amüsiert sich jedes Mal über ihr kleines Hotel. „Bei ihr ist wirklich jeder Mensch willkommen, egal wie schräg er ist." Sie öffnet nicht nur die Tür, sie lässt die Menschen an ihrem Leben teilhaben. Abends am Küchentisch plaudert sie freimütig über ihre wilde Studentenzeit, als sie noch an die freie Liebe glaubte, in einer Kommune lebte. Als sie sich falsche Wimpern aufklebte und mit ihrem überdrehten Freund Axel die Nächte durchmachte. Als sie die Gerichtsprotokolle des Baader-Meinhof-Prozesses bei einem befreundeten Rechtsanwalt abtippte und sich so Geld für ihr Medizinstudium dazuverdiente.

In ihrem Windschatten segelte immer eine Armada von Männern. Einige strandeten bei ihr. Der Gärtner in der Hallerstraße ist eine alte Jugendliebe. Die letzten beiden laufen sich in der Wohnung über den Weg. Amilcar Coen wohnt im Sommer bei ihr und seinem Nachfolger. Mit Wolfgang Schafnitzl ist sie seit zwölf Jahren zusammen. Sie lernten sich bei der Organisation *Ärzte für die Dritte Welt* kennen. Ihn bringt so schnell nichts aus der Ruhe, aber manchmal macht er sich Sorgen um sie. „Sonntag ist der einzige Tag, an dem wir etwas unternehmen – wenn sie nicht doch noch die Nebenkosten abrechnet oder eine Freundin anruft, die Bauchschmerzen hat."

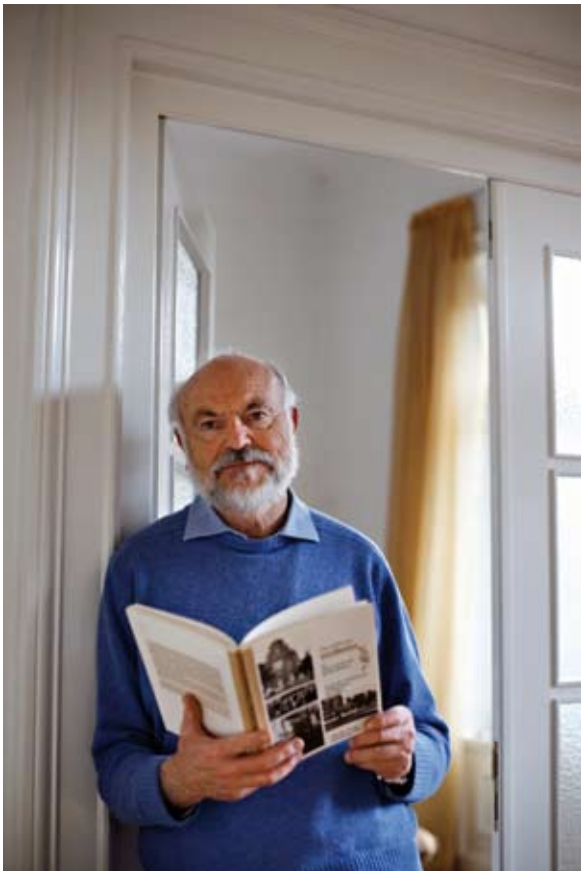
Sonntag am späten Nachmittag an der Elbe, die Sonne schimmert rot über die Reetdächer. Marie und Wolfgang sind auf dem Weg zum *Zollernspieker Fährhaus.* Da fällt ihr ein, dass sie den Geburtstag einer guten Freundin vergessen hat. Wolfgang Schafnitzl dreht wortlos um. Eine halbe Stunde später rennt Marie Coen in die Wohnung und sucht das Geschenk. „Total vergessen", murmelt sie und für eine Sekunde sieht sie ratlos aus, wie eine erschöpfte Hochleistungssportlerin, die müde ist, die aber nicht langsamer schwimmen will, weil sie noch so viel vor hat.

2. ETAGE, LINKS

EINE DEUTSCHE GESCHICHTE

Harald Vieth war ein Jahr alt, als seine Eltern in eine Wohnung zogen, aus der Juden vertrieben worden waren. Viele Jahre später begann er, Fragen zu stellen

TEXT Oliver Keppler
FOTO Maria Irl



Der Chronist in seinem Wohnzimmer: Harald Vieth lebt seit 71 Jahren in der Hallerstraße. Über die Geschichte des Hauses hat er drei Bücher geschrieben

Der Chronist des Hauses stochert mit dem Zeigefinger durch sein Bücherregal. Wo stand doch gleich die Biographie über den Historiker Georg Sacke? Ratlos steht Harald Vieth vor dicken Bildbänden, zerlesenen Reclamheftchen. Es sind Bücher über Simbabwes Nationalsprache Shona, Bücher über Bäume in Potsdam und Berlin. Aber keines über den Historiker Sacke. Nun gut, er kann die Geschichte des Widerstandskämpfers und ehemaligen Nachbarn auch so erzählen, er kann viele Geschichten erzählen. Geschichten über dieses Haus, in dem er seit einundsiebzig Jahren lebt.

Es ist ein Haus, an dessen Wänden die Vergangenheit klebt wie alte Tapeten, das man lesen kann wie eine Chronik. 1886 wurde mit dem Bau begonnen, in der Baupolizei-Acte ist J. F. Th. Lorenzen als Bauherr und erster Eigentümer aufgeführt. Ein Jahr später kaufte Isidor Hesslein das Haus. Die Wohnungen sind 300 Quadratmeter groß, davor eine Fassade im Stil der Neo-Renaissance, rote Klinker und weiße Kolossalsäulen an den Balkonen. Es liegt inmitten des Hamburger Grindelviertels, das von seinen Bewohnern Klein-Jerusalem genannt wurde. Wo es koschere Fleischereien gab, hebräische Buchläden. Durch das eine Straßenbahn fuhr, die Jerusalem-Express hieß. Wo ein Großteil der 19 000 Hamburger Juden lebte und die Kuppel der Synagoge die Dächer überragte.

Laut *Hamburger Feuercasse* kosteten die Bauarbeiten 301 500 Reichsmark, was ungefähr zwei Millionen Euro entspricht. 1888 zogen die Mieter ein, im selben Jahr bestieg Wilhelm II., der letzte deutsche Kaiser, den Thron.

Harald Vieth ist pensionierter Russischlehrer. Mit seinem silbernen Vollbart erinnert er an den gealterten Bond-Darsteller Sean Connery. Er bezeichnet sich als Hobby-Ornithologe, im Gespräch mit ihm kann es passieren, dass er plötzlich das Thema

OBEN Blick auf das Grindelviertel im Jahr 1958: Jüdische Geschäfte gibt es nicht mehr in dem Stadtteil, der einmal Klein-Jerusalem genannt wurde

UNTEN Boykott: Am ersten April 1933 postieren sich SA-Männer vor den Schaufenstern jüdischer Kaufleute, wie hier im Hamburger Grindelhof

Schaukasten: Im Treppenhaus hat Harald Vieth ein beleuchtetes Poster angebracht. Es zeigt jüdische Kinder aus der Nachbarschaft

wechselt, weil ein Vogel auf dem Balkongeländer gezwitschert hat: „Eine Schwanzmeise! Die sieht man nur noch selten."

Und er mag Geschichte. Historische Daten über das Haus, das Viertel und seine Menschen hat er über Jahrzehnte hinweg gesammelt und in drei Büchern verewigt, die er im Selbstverlag herausgegeben hat. „Aber ich bin kein Schriftsteller", sagt er, „nur ein bescheidener Chronist."

Das Jahr 1895: In Würzburg entdeckte der Physiker Wilhelm Conrad Röntgen eine neue Art von Strahlen, im Hamburger Fremdenblatt erschien eine Wohnungsannonce: *Zu vermieten Hallerstraße, hochelegante 2. Et mit 2 Bde, enth. 4 große Gesellschaftszi, 4 Wohn-, resp. Schlafzi, sowie Bade-, Mädchen- und Anrichtezi, Garderobezi, Speisek, Waschküche, Boden und Weinkeller. Jahresmiete 2800 Mark.* Es ist die Wohnung, in der Vieth heute mit seiner Frau Cosima lebt.

ÜBER DIE NAZI-ZEIT HAT ER MIT SEINEN ELTERN KAUM GESPROCHEN. DAS WAR TABU

Dass er sich mit der Geschichte des Hauses beschäftigt hat, ist einem Zufall zu verdanken. Anfang der achtziger Jahre traf er eine Nachbarin im Treppenhaus, die ihm eine alte Liste mit den Namen ehemaliger jüdischer Mieter zeigte. „In Auftrag gegeben von der jüdischen Gemeinde", sagt Vieth, „unter Zwang der Nazis natürlich, um die Hamburger Juden zu registrieren." Für Vieth ein Schlüsselerlebnis.

Er begann mit der Recherche und fand heraus, dass der Fahrstuhl, den er und seine Nachbarn noch heute nutzen, im Jahr 1913 eingebaut wurde. Ein Mieter hatte ihn anfertigen lassen, weil seine kranke Frau die Treppen nicht mehr steigen konnte. „Mein Vater hat mir erzählt, dass das ein reicher Jude gewesen sei", sagt Vieth. Er fragte sich, wie viele Juden in diesem Haus gelebt hatten – und vor allem, bis wann?

In seinen Büchern schreibt er über diese jüdischen Mieter, über Justin Steinfeld, einen Theaterkritiker, der 1933, kurz nach der Machtergreifung Hitlers, verhaftet wurde. Steinfeld kam frei und floh in die Tschechoslowakei. Vieth schreibt über den Kaufmann Simon Otto St. Goar, der im Gefängnis Fuhlsbüttel Selbstmord beging. Und er schreibt über Käthe Kühl-Lorenzen, eine Halbjüdin, die 1934 im Parterre eine *Schule für rhythmische Körpererziehung und Bewegungskunst* eröffnete und die Nazi-Zeit überlebte. Vieth fragt sich bis heute, wie sie das geschafft hat, „denn sie hat sich als Sozialistin bezeichnet".

1938 bezogen seine Eltern eine Wohnung im Haus. Harald Vieth weiß, dass dort vorher Juden gelebt hatten. „Wir waren Nutznießer der Deportationen."

Vater und Mutter arbeiteten in der Hamburgischen Staatsoper als Chorsänger. Sein Vater war Mitglied in der NSDAP. Seine Mutter sei im Grunde völlig unpolitisch gewesen, „aber sie hat lange an den Endsieg des Führers geglaubt." Über die Nazi-Zeit hat er mit seinen Eltern aber kaum gesprochen: „Das war ein Tabuthema."

Die Hallerstraße wurde 1938 in Ostmarkstraße umbenannt. Ostmark steht für Österreich, das in jenem Jahr von Hitler annektiert wurde. Der Name Hallerstraße geht auf einen Hamburger Bürgermeister zurück, Nicolaus Ferdinand Haller, ein Jude.

Es war das Jahr, in dem die Synagogen brannten. In der Pogromnacht des neunten November verwüsteten die Nazis auch die Alte und Neue Klaus, ein Gebetshaus, das sich hinter dem Haus in der Hallerstraße befand. SA-Männer warfen Tora-Rollen aus dem Fenster, die Polizei sah zu. Harald Vieth war zu diesem Zeitpunkt ein Jahr alt.

Das alte Gebetshaus steht noch heute, ein flacher Bau, der an eine Lagerhalle erinnert. Wenn Vieth aus dem Fenster schaut, kann er das Gebäude sehen. „Da ist ein Webdesignbüro drin."

Die Gewalt richtete sich auch gegen Mieter des Hauses. Max Martin Levien ging am Morgen nach der Pogromnacht zur Arbeit bei der Jüdischen Gemeinde. Noch auf der Straße wurde er festgenommen und ins Konzentrationslager Sachsenhausen gebracht. Aber Levien kam frei, weil die Familie ein Visum für Belgien besaß und nachweisen konnte, dass sie Deutschland verlassen wird. Levien starb 1988 in den USA.

Andere Mieter hatten weniger Glück. Pauline Biram wurde im Juli 1942 nach Theresienstadt deportiert, wo sie am 8. Januar 1943 an Enteritis, einem Darmkatarrh, starb. Auch Wally und Max Daniel, Gertrud Friedensohn, Nanny Hattendorf – sie alle starben in Konzentrationslagern.

Wenige Monate später, die Wehrmacht wurde in Stalingrad eingekesselt, begannen die Engländer mit der Bombardierung Hamburgs, die Operation Gomorrha war der bis dahin verheerendste Luftangriff in der Geschichte des Krieges. Harald Vieth, damals sechs Jahre alt, kann sich an die brennenden Dächer am Grindelberg erinnern.

In den Nächten der Bombenangriffe schliefen die Mieter in ihren Kleidern. „Die Koffer standen neben dem Bett", erinnert sich Vieth. „Die Sirenen habe ich noch im Ohr." Spricht er über diese Zeit, sucht er nach Worten, seine Hände wie zum Gebet gefaltet. „Tja, wie war das damals? Angst haben wir als Kinder nicht so sehr gehabt", sagt er. „Das da draußen war ja ein Abenteuerspielplatz für uns. Wir waren ständig in den Trümmern."

Vieth weiß, dass das Haus beinahe abgebrannt wäre. Bei einem Angriff schlugen drei Stabbrandbomben in den Dachstuhl ein. Diese Bomben sahen aus wie Riesen-Zigaretten, fraßen sich von oben nach unten durch die Häuser und steckten sie in Brand. Doch dieses Haus wurde von drei Nachbarinnen gerettet, mit Handschuhen und Zangen griffen sie die Bomben und warfen sie aus dem Fenster. Eine von ihnen war Inez Meyer, die heute 97 Jahre alt ist und in einem Altenheim in Groß-Gerau lebt. Ihre Tochter Gisela, 71 Jahre alt, kann sich erinnern, wie ihre Mutter in den Luftschutzkeller zurückkehrte: „Schwarz im Gesicht, keine Wimpern mehr, keine Augenbrauen."

Von Inez Meyer hat Vieth auch erfahren, dass seine Mutter einmal im Luftschutzkeller gesessen und eine jüdische Mieterin überrascht angeschaut habe: „Ach, Juden sind auch hier?" Die Frau hätte sich danach nicht mehr in den Schutzkeller gewagt.

Er hat viele solcher Geschichten gehört. Über Ärzte und Professoren, die Juden denunzierten, weil sie ein Auge auf deren Häuser und Möbel geworfen hatten. Über Juden, die beim Löschen der Brände halfen – und beim nächsten Bombenangriff nicht mit in den Luftschutzkeller durften.

Vieths Vater bekam nach dem Krieg Berufsverbot. „Aber er hat Reue gezeigt, hat die Generäle verflucht und alles Militä-

Neuer Straßenname: 1938 wird die Hallerstraße in Ostmarkstraße umbenannt. Ostmark steht für Österreich, das Hitler gerade annektiert hat

Stolpersteine: Vor dem Haus sind Messingplatten in den Gehweg eingelassen. Sie erinnern an die Bewohner, die von den Nazis ermordet wurden

Deckenmalereien: In den neunziger Jahren entdeckte ein Elektriker zufällig, dass unter der Wandfarbe Gemälde verborgen waren

rische.“ Leider habe er immer von DEN Nazis gesprochen, sich selbst aber ausgenommen. „Er sei nur ein kleines Rädchen gewesen. Am Ende des Krieges hatte ja jeder Deutsche mindestens zwei Juden im Kleiderschrank versteckt.“

An den 8. Mai 1945 erinnert sich Vieth genau, mit seiner Mutter saß er in der Küche, sie sagte: „So, der Krieg ist zu Ende. Wir wissen nicht, was kommt, aber irgendwie wird es schon weitergehen.“ Das Haus war stark beschädigt. Fenster gab es keine mehr, keinen Strom, kein Wasser, keine Heizung, Asche lag fingerdick in den Räumen. In den Badewannen sammelten die Mieter Wasser. Gekocht wurde über offenem Feuer auf dem Balkon. Wenn es denn etwas Essbares gab.

Das Jahr 1948. Gegenüber vom Haus wuchsen die Grindelhochhäuser in den Himmel, bis zu fünfzehn Geschosse hoch, es waren die ersten Hochhäuser Deutschlands. Zwischen ihnen verläuft bis heute eine Allee aus Linden. „Das ist die ehemalige Klosterallee“, sagt Vieth. „Die Häuser dort standen direkt in der Einflugschneise der britischen Bomber.“

Altes Gebetshaus: Im Hinterhof steht noch heute ein flaches Gebäude, das bis zur Pogromnacht als Synagoge gedient hat

MIT DER SÄNGERIN MONA BAPTISTE ZIEHT DER GLAMOUR EIN. SIE SINGT: „ES LIEGT WAS IN DER LUFT“

Das Jahr 1954, im Finale der Fußballweltmeisterschaft besiegte die deutsche Mannschaft Ungarn mit 3:2, in die Hallerstraße zog der Glamour ein – Mona Baptiste, eine Sängerin, die in Filmen wie *An jedem Finger Zehn* und *Stern von Rio* spielte und mit dem Lied *Es liegt was in der Luft* ein Star der Nachkriegszeit wurde. Sie übernahm die Wohnung von Paul L´Arronge, dem Konditor, der durch seine Torten- und Marzipan-Kunstwerke im Café gegenüber der Staatsoper so berühmt geworden ist wie Baptiste. Dann wurde es ruhig um das Haus.

Ende der neunziger Jahre reparierte ein Elektriker Leitungen in der Eingangshalle und stieß dabei auf Deckenmalereien aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg. In den folgenden Monaten kochten die Restaurateure in den Küchen der Mieter Reisbrei in großen Töpfen – damit wurde der Putz aufgeweicht, wurden die Putten und Engel schonend freigelegt.

Im Jahr 2006 spendete Harald Vieth einen sogenannten Stolperstein. Eine handtellergroße Messingplatte, die auf dem Bürgersteig vor dem Haus eingelassen wurde. Wenige Worte sind darauf graviert: „Hier wohnte Dr. Georg Sacke, Jahrgang 1901, KZ Neuengamme, Todesmarsch, tot am 26.4.1945.“ Acht weitere Messingplatten daneben erinnern an die ermordeten jüdischen Mieter des Hauses.

Sacke zog mit seiner Frau im Mai 1942 ins Parterre, er kam aus Leipzig, hatte in Hamburg eine Stelle als Osteuropa-Referent angenommen. „Die waren sehr gefragt“, sagt Vieth, „sie sollten die Lage in Russland einschätzen.“ Doch Sacke, der kein Jude war, gehörte zu einer Widerstandsgruppe, sammelte an seinem Arbeitsplatz wichtige Informationen. Aber irgendwer verriet ihn an die Gestapo, Sacke und seine Frau wurden am 15. August 1944 verhaftet. Sie überlebte das Konzentrationslager, er starb auf einem Todesmarsch nach Lübeck.

Das alles steht in diesem Buch, das Harald Vieth gesucht und nicht gefunden hat. Aber eigentlich braucht er es nicht. Vieth hat alle Geschichten des Hauses im Kopf.

Georg und Rosemarie Sacke: Eine Privataufnahme zeigt die beiden Widerstandskämpfer in Leipzig. Sacke starb auf einem Todesmarsch, seine Frau überlebte das KZ

DACHGESCHOSS, RECHTS

FRÜHLING UNTERM DACH

Vor fünf Jahren sind Silke und Jost in die Hallerstraße gezogen. Die Witwer haben sich über Umwege gefunden. Eine Geschichte über Liebe im Alter

TEXT Hatice Kılıcer FOTO Maria Irl

♥ *Jost von Maydell, 69 Jahre:*
„ICH WUSSTE, WIR GEHÖREN ZUSAMMEN!"

Wenn ich an Silke denke, muss ich lächeln. Es war Adventszeit. Ich lebte damals in Oldenburg und fuhr zu meinem Onkel nach Hamburg. Vor der Haustür stand eine Frau und suchte die Klingel. Ohne mir etwas dabei zu denken, sagte ich: ‚Unten müssen Sie klingeln.' Sie schaute über die Schulter zu mir auf, zog ihre rechte Augenbraue hoch und guckte wieder weg. Ich lief ihr hinterher, ohne zu wissen, dass ich zu neuen Ufern aufbrechen würde.

Mit 54 Jahren wurde ich Witwer, nach 27 Jahren Ehe. Meine jüngste Tochter war damals erst 15. Ich musste arbeiten, mittags kochen, für meine Tochter da sein. Sechs Jahre ging das so. Nicht mal im Traum hätte ich daran gedacht, neu anzufangen. An diesem ersten Abend wusste ich nicht, was ich von Silke denken sollte. Dieser kurze Blick. Ich ging auf Nummer sicher, ignorierte sie, vertiefte mich in Gespräche. Der Abend ging schneller zu Ende, als ich dachte.

♥ *Silke Boehncke, 68 Jahre:*
„WAS ZIEH ICH BLOSS AN?"

Liebe verjüngt. Mit meinen 68 Jahren fühle ich mich frisch wie ein Teenager. Ist das nicht komisch?

Es war gerade mal eineinhalb Jahre nach dem Tod meines Mannes. Dreißig Jahre waren wir verheiratet. Ich liebte und verehrte meinen Mann, von dem ich zwei wundervolle Kinder habe. Ich war bei Gottlieb, einem guten Freund meines verstorbenen Mannes eingeladen, stand vor dem Haus in Eimsbüttel und suchte die Klingel. Hinter mir sagte einer: ‚Sie müssen unten klingeln.' ‚Ich weiß!', sagte ich und lief Nase voraus zu Gottlieb, die Stimme mir nach. Es stellte sich heraus, dass sie Jost gehörte.

Wir saßen am großen runden Küchentisch. Alle quatschten miteinander. Obwohl er mir direkt gegenüber saß, schaute er mich nicht ein Mal an. Das störte mich und zugleich reizte es mich. Ich schielte immer wieder rüber, vergeblich. Er unterhielt sich angeregt, nur nicht mit mir. So ging ich mit

Wochen später besuchte ich meine Schwester. Sie hatte Geburtstag. Auch Silke war da. Ich weiß nicht, wie es dazu kam: Wir tanzten zusammen, den ganzen Abend. Es war laut, wir konnten uns kaum unterhalten. Die Musik hatte die Küche erobert und wir zogen mit. Die Schlager aus den Sechzigern sprachen für sich und für uns: ‚I want you, I need you, I love you.' Silke trug einen olivgrünen Rock bis zu den Knien und einen cremefarbenen Pulli. Sie sah sehr hübsch aus. Als sie sich verabschiedete, wusste ich, die will ich wiedersehen. Aber in Oldenburg holte mich der Alltag schneller ein, als mir lieb war. Bis etwas Unerwartetes passierte: eine Postkarte von Silke.

Ich freute mich sehr, war aber auch erstaunt. Warum hatte sie auf der Karte keine Telefonnummer angegeben? Also suchte ich ihre Nummer heraus und rief sie sofort an. Ich war nervös. Wie ein Knabe bin ich mit der Tür ins Haus gefallen. Ich sagte, dass ich nächstes Wochenende nach Hamburg kommen könnte. Als ich auflegte, ist mir erst aufgefallen, dass ich sie nicht gefragt hatte, ob sie überhaupt Zeit hat.

Ich wusste nicht, was mich erwartete, deshalb fuhr ich mit dem Auto. So hätte ich sofort nach Hause fahren können, wenn der Abend ein Reinfall geworden wäre. Prompt habe ich mich verfahren. Ich weiß nicht, ob's daran lag, dass die Hausnummer so versteckt war, oder ob ich zu aufgeregt war.

An diesem Abend wurde mir klar, wir gehören zusammen. Wir haben stundenlang über unser Leben geredet. Ich habe von meinem Job an der Uni erzählt. Es gab Kuchen, im Laufe des Abends tranken wir Pfälzer Weißwein. Ich konnte meine Augen nicht von ihr lassen. Silke hat sehr schönes graues Haar, einen Pagenschnitt, geheimnisvolle Augen. Ich hätte nicht sagen können, ob sie grün oder graublau waren. Ich sah nur, wie sie strahlten. Komisch, ich kann mich fast an jedes Detail erinnern, aber ich weiß nicht mehr, ob ich ihr Blumen mitgebracht habe. Wir sind noch am selben Abend ins Kino gegangen, um die Ecke ins Abaton in *Comedian Harmonists*. Ich fühlte mich bei Silke sehr wohl, in der Nacht wollte ich nicht gehen und bin bei ihr geblieben.

Mit Silke bekam mein Leben neuen Schwung. Unter der Woche habe ich gearbeitet, konnte die Wochenenden kaum abwarten. Ab und zu brachte ich ihr Blumen mit, das könnte ich eigentlich öfter machen. Silke wurde mein Leben. Nach vier Jahren Fernbeziehung habe ich mein Haus in Oldenburg verkauft, meine Siebensachen gepackt und bin zu ihr nach Hamburg gezogen.

Ich fühle mich jünger, wir fahren Fahrrad, gehen viel spazieren. Neue Stadt, neue Freunde, neues Umfeld. Wäre ich noch einmal jung, könnte ich mir sogar vorstellen, mit ihr Kinder zu bekommen.

Manchmal streiten wir um des Kaisers Bart. Aber ich muss gestehen: Ich kann nicht streiten. Eher verkrieche ich mich ins Arbeitszimmer, in meine kleine Höhle. Bis mich Silke dort wieder rausholt. Ich glaube, nein, ich bin mir todsicher: Auf Silke kann ich immer zählen. Egal, was passiert, sie würde zu mir stehen. Aber auch ich würde für Silke durchs Feuer gehen!

Wir beginnen jeden Tag gemeinsam mit einem Frühstück und beenden ihn mit einer warmen Mahlzeit. Wir beide haben einiges im Leben gesehen und erlebt. Wir hatten eine ähnliche Geschichte, Ehe, Kinder, Beruf. Jetzt haben wir uns.

gemischten Gefühlen nach Hause – und mit dem Wunsch: Den Mann muss ich wiedersehen!

Ein verregneter Sonnabend, einen Monat später. Kasi, die Schwester von Jost, lädt mich zu ihrem Geburtstag ein. Da wusste ich, diesmal werde ich ihn endlich wiedertreffen.

Ein wundervoller Abend! Alte Elvis-Songs erinnerten uns an unsere Jugend. Jost und ich tanzten, schwebten und fegten übers Parkett. Bis mir schwindelig wurde, aber nicht vom Tanzen und Wein, sondern von Jost. Ich war bis über beide Ohren verknallt.

Im Leben gibt es Momente, da wünscht man sich, dass sie nie enden. Dieser war so einer. Aber irgendwann musste ich nach Hause. Ich habe Jost fest an mich gedrückt und bin gegangen.

Mein Herz pochte wie verrückt. Er ging mir nicht aus dem Kopf: Ich musste ihn wiedersehen! Aber ich hatte weder seine Telefonnummer noch seine Adresse. Also wühlte ich das Telefonbuch durch. Mein Gott, ich kam mir vor wie vierzehn!

Ich schrieb ihm eine Karte: „Ich hoffe, du bist gut heimgekommen und wir sehen uns bald wieder!" Als Absender stand nur mein Name auf dem Umschlag. Schließlich sollte auch er meine Adresse herausfinden. Ganz so einfach wollte ich es ihm doch nicht machen.

Zwei Tage später – die beiden längsten meines Lebens – klingelte mein Telefon. Jost! Meine Hand mit dem Hörer zitterte. Meine Stimme zitterte. Mein Hals war wie ausgetrocknet. Er sagte, dass er mich wiedersehen möchte. Wir verabredeten uns für die nächste Woche.

Als Erstes rief ich meine beste Freundin an. Ich musste darüber reden, sonst wäre ich geplatzt. Wir spazierten die Alster entlang. Ich redete wie ein Wasserfall, sie schaute mich verblüfft an und konnte es nicht fassen. Vor 18 Monaten hatte ich noch um meinen Mann getrauert. Jetzt war ich frisch verliebt. Wir umarmten uns, ich flüsterte und kicherte wie ein kleines Mädchen. Die wichtigste Frage musste geklärt werden: Was zieh ich bloß beim nächsten Treffen an?

Ich ging zum Friseur. Am Nachmittag buk ich einen Kuchen. Stundenlang stand ich vor dem Spiegel, strich meine Lippen nach und atmete tief durch. Wir saßen an meinem Esstisch, Jost erzählte viel von sich, seinem Leben, über seine Professur an der Uni als Soziologe. Bis dahin hatte ich nicht gemerkt, wie unbequem meine Stühle sind. Nach fünf Stunden tat mir das Kreuz weh. Ich konnte nicht mehr sitzen. Also gingen wir ins Kino. Danach sind wir zu mir, die Nacht hat er bei mir verbracht. Nach diesem Abend waren wir fast jedes Wochenende zusammen.

Schließlich sind wir in die Hallerstraße gezogen. Fünf Jahre ist das nun her. Mittlerweile sind wir beide pensioniert, gehen ins Kino, ins Theater, ins Museum und fahren Rad. Ein wichtiges gemeinsames Ritual ist das Frühstück. Dabei hören wir Lesungen im NDR von Kafka bis Thomas Mann, von James Joyce bis Uwe Timm.

Manchmal kriegen wir uns auch in die Haare. Ich bin ein eifersüchtiger Mensch, auch wenn wir uns nur selten streiten, mache ich immer den ersten Schritt zur Versöhnung. Ich mag's nicht, wenn ein Streit schwelt. Meine Ehe mit meinem verstorbenen Mann war sehr glücklich. Meine Partnerschaft mit Jost ist auch erfüllt mit Liebe. Beides möchte ich nicht mehr missen.

Inci Orhun-Alpay in ihrem Wohnzimmer beim Yoga-Unterricht für Türkinnen. Einmal die Woche kommen Frauen aus dem Integrationskurs zu ihr

SOUTERRAIN, RECHTS

INCIS LANGE SUCHE NACH DEM GLÜCK

Die Yoga-Lehrerin Inci Orhun-Alpay lebt zurückgezogen im Untergeschoss. Sie pflegt keine Freundschaften zu anderen Mietern

TEXT Hatice Kılıcer
FOTO Maria Irl

Ihr Lieblingsplatz zum Nachdenken. Im Hintergrund ein Bild aus dem Harem: Es zeigt eine Frau auf dem Thron

Durch den Raum schwingt die erste Sure des Korans, erst tief, dann steigert sie sich melodisch in die Höhe, immer wieder, in verschiedenen Tonlagen: Bismillahir-Rahmanir-Rahim – im Namen Allahs des All-Erbarmers, des Barmherzigen. Auf einem Schafsfell hockt Inci Orhun-Alpay im Schneidersitz, den Oberkörper gestreckt, die Augen geschlossen. Zwei Frauen vor ihr halten ihre Hände vor sich und pressen Daumen und Zeigefinger zusammen. „Tief einatmen“, sagt Inci Orhun-Alpay.

„Inci, ich kann mich bei der Sure einfach nicht gehen lassen. Scheytan carpar, hol mich der Teufel!“, klagt die eine und löst ihre Finger. Auch die andere Frau protestiert: „Sure und Yoga, das geht doch nicht, so was kann ich nicht mit meinem Gewissen vereinbaren!“ Inci Orhun-Alpay wechselt kommentarlos die CD, lässt das Meer rauschen und fängt von vorn an.

Von vorn anfangen, darin ist Orhun-Alpay geübt. Die 58-Jährige mit den feinen Falten um den Mund und den schwarz-grauen, schulterlangen Haaren, die ein Reifen streng nach hinten hält, hat auf jeder Stufe ihres Lebens die Richtung gewechselt und sich neue Ziele gesetzt. Seit einem Vierteljahrhundert bewohnt sie eine Drei-Zimmer-Wohnung im Haus, gehört jedoch zu den wenigen, die keine Freundschaften mit anderen Mietern pflegen. „Wir plaudern, ich gieße auch mal ihre Blumen“, sagt Nachbarin Almuth Russell, „aber es bleibt immer eine gewisse Distanz.“

ICH WOLLTE DEUTSCHE WERDEN, WEIGERTE MICH SOGAR, TÜRKISCH ZU SPRECHEN

Mit 13 Jahren kam sie von Istanbul nach Köln. Ihr Vater war Internist, ihre Mutter hatte ihr Biologiestudium abgebrochen, um das Studium ihres Mannes zu finanzieren. „Meine Mutter war eigentlich ihrer Zeit voraus“, sagt Orhun-Alpay, aber in diesem Fall hat sie zurückgesteckt.“ Ihre Ausbildung für den Mann abzubrechen, das wäre für Orhun-Alpay nie in Frage gekommen. Auch nicht, in der Türkei zu leben. „Undenkbar! Dort wäre ich nie glücklich geworden.“

Neben ihrer Türklingel hängt ein Schild, so groß wie ein aufgeklappter Laptop. Darauf steht: Vereidigte Dolmetscherin, Yogalehrerin, Heilpraktikerin. Fragt jemand nach ihrer Telefonnummer, gibt sie gleich zwei Visitenkarten heraus. Gegen den Willen ihrer Eltern ist sie mit 21 Jahren zu Hause ausgezogen. In den sechziger Jahren war das sehr gewagt. „Ich fühlte mich kontrolliert und eingeengt.“

Das Verhältnis zwischen Vater und Tochter kühlte sich ab. Sie empfand sich damals ihrem sechs Jahre jüngeren Bruder gegenüber ungerecht behandelt. „Wenn er etwas anstellte, erließen meine Eltern ihm die Strafe. Mir nicht.“ Sie kann sich heute immer noch darüber aufregen. Um sich zu beruhigen, nimmt sie einen Schluck Ingwertee. „Als junge Frau wollte ich nur von zu Hause weg.“ Sie schaut aus dem Fenster in den Garten. Ein üppiger Rasenteppich, darüber der Himmel. Hier am Fenster sitzt sie am liebsten und denkt nach.

In den siebziger Jahren arbeitete sie als Programmiererin in Essen. Sie war die einzige Frau in der Firma. „Ich schmiss den ganzen Laden“, sagt sie. Mit 26 erhielt sie die deutsche Staatsbürgerschaft, kündigte und schrieb sich an der Universität Hamburg für Islamwissenschaften und Turkologie ein. Dann jedoch brach sie das Studium wieder ab. „Ich war auf der Suche nach meinen Wurzeln“, sagt sie und nimmt ihr Gesicht zwischen beide Hände. Das macht sie oft.

„Das Studium hat mein Vater mitfinanziert, aber dass ich Deutsche geworden bin, hat er mir sehr übel genommen. In seinen Augen habe ich mein Land verraten.“ Alle sechs Monate musste sie mit ihrem Vater bei der Ausländerbehörde ihre Aufenthaltsgenehmigung verlängern lassen. „Die Beamten brüllten uns an, schauten herablassend, erst auf uns, dann

Sohn Cem träumt vom Leben in der Türkei. Über seinem Schreibtisch hängt ein Nackt-Poster

auf unsere Papiere und hämmerten die Stempel in unsere Pässe. Mir ging es um Gleichbehandlung“, sagt sie.

Sie sprach ihre Muttersprache selten. Ihre Freunde waren überwiegend Deutsche. Bis sie sich mit 30 Jahren in einen Türken verliebte, ihn heiratete und mit ihm in die Hallerstraße zog. Vor vier Jahren trennte sie sich von ihm.

Dass in diesem Haus keine Türken wohnten, war ihr damals wichtig. In einem Türkenviertel hätte sie nicht leben können, sagt sie. Hier gab es keine soziale Kontrolle: Sie blieb eine Einzelgängerin. „Ich glaube, dass Inci immer noch auf der Suche ist, vielleicht nach dem Glück. Denn wenn man in sich ruht, probiert man nicht immer wieder etwas Neues aus“, sagt Nachbarin Almuth Russell.

Als Inci Orhun-Alpay mit 35 Jahren ihren Sohn Cem auf die Welt brachte, versöhnte sie sich mit ihrem Vater, der wieder in die Türkei zog. Um ihrer inneren Zerrissenheit zu entkommen, suchte sie im Yoga ihren Frieden. Ihr Sohn, der die Türkei von Reisen kennt, besinnt sich auf seine Herkunft. „In Deutschland fühle ich mich nur in Hamburg zu Hause. Ich identifiziere mich mehr mit der türkischen Kultur“, sagt der 24-Jährige, der in seinem Zimmer das Nacktposter einer Blondine aus dem Pirelli-Kalender an die Wand gepinnt hat – Rachel Roberts, im Ruderboot.

INCI ORHUN-ALPAY VERSÖHNT SICH MIT IHRER TÜRKISCHEN VERGANGENHEIT

Cem studiert Verfahrenstechnik und wartet auf den Tag, an dem er ausziehen kann. Wie seine Mutter vor zwanzig Jahren will er raus aus der Welt, in der er aufgewachsen ist. „Vielleicht gehe ich in die Türkei, am besten nach Istanbul“, sagt er. Dort lebt seine ganze Verwandtschaft. Er liebt die „lockere Lebenseinstellung“, will nicht vergessen, woher er stammt. „Außerdem will ich meine Muttersprache richtig lernen. Für mich lebt die Kultur in der Sprache.“

Erst in den vergangenen vier, fünf Jahren hat es Inci Orhun-Alpay geschafft, sich mit ihrer türkischen Vergangenheit zu versöhnen. Vor fünf Jahren zogen ihre Eltern von Istanbul in eine kleine Siedlung in Antalya am Meer. „Meine Eltern waren noch nie so glücklich wie dort.“ Sie erleben nun, was gute Nachbarschaft bedeutet. „In Antalya ist es selbstverständlich, füreinander da zu sein. Die Nachbarn meiner Eltern kümmern sich um sie, bringen sie zum Arzt oder ihr Auto zur Inspektion. Sie reisen zusammen, wandern, essen und trinken oft miteinander.“ All das hatten sie in Deutschland so nicht erlebt.

Inci Orhun-Alpays Zurückhaltung erklärt sie unter anderem mit den Depressionen, die sie hatte. „Das lag aber auch an mir“, sagt sie, „ich habe mich verkrochen. Keiner hat es gemerkt.“ Sie steht auf und holt honigsüßes Halwa aus der Küche. „Wenn ich recht überlege, habe ich hier gute Nachbarn. Nur habe ich sie nie an mich heran gelassen. Zum Beispiel hat mir der Kinderarzt aus dem ersten Stock immer geholfen, wenn Cem krank war. Er untersuchte ihn und brachte Medikamente aus seiner Praxis mit. Manchmal kam er sogar vorbei und nahm Cem Blut ab.“

Almuth Russell kennt Inci am besten, aber eine „ganz nahe Freundin“ sei sie nicht. „Ich bin gerne für Inci da, wenn sie mich braucht. Hilfsbereit sind hier im Haus fast alle, aber man muss auch um Hilfe bitten. Sogar in der Hallerstraße kommt eben nicht alles von alleine.“

Inci Orhun-Alpay fühlt sich mittlerweile stärker mit ihren Nachbarn verbunden. Einmal ging es ihr so schlecht, dass sie sich überwand und um Hilfe bat. Aber ganz von vorn anfangen? „Der Zug ist schon abgefahren“, sagt Orhun-Alpay. „Aber ich würde gerne mal Yoga auf Deutsch anbieten. Und dann werde ich die Frauen aus dem Haus einladen.“

2. ETAGE, RECHTS

MANN OHNE ALLTAG

Der Porträt-Fotograf Christian Schoppe, 42, bewohnt mit seiner Frau Vanessa Maas die größte Wohnung in der Hallerstraße: 300 Quadratmeter. Vor seiner Kamera tummelt sich die deutsche Prominenz

TEXT Bastian Henrichs
FOTO Maria Irl

Ich bin ein Mensch mit einer blühenden Phantasie. Wenn ich ein Hörbuch höre, bin ich manchmal nur dreißig Sekunden konzentriert dabei. Dann springt jemand auf einen Baum und plötzlich ist es mein Baum, meine Geschichte. Es kommt vor, dass ich morgens noch ein wenig vor mich hin träume und den Tag ganz spontan beginne, je nach Lust und Laune. Ich mache fast nichts regelmäßig. Es ist eher eine Kettenreaktion: Ich tue, was mir Spaß macht, was Spaß macht, wird gut, und was gut ist, bringt Erfolg. Ich arbeite nicht, ich lebe! Dennoch bestimmt das Fotografieren meinen Alltag.

Es gibt vieles, was ich gerne noch ausprobieren möchte. Vor kurzem habe ich mir ein Rennrad gekauft und ich würde gerade am liebsten einen Fahrradladen aufmachen. Ich träume auch schon lange davon, ein eigenes Café zu eröffnen, vielleicht sogar hier im Haus. Kochen ist neben dem Fotografieren meine größte Leidenschaft. Ich koche fast besser als ich fotografiere! Im Ernst! Ich habe mir viel bei den Sterneköchen abgeguckt, die ich zu meiner Zeit in Wien mit der Kamera begleitete. Unter anderem Paul Bocuse und Eckart Witzigmann. Ab und zu kochten wir abends gemeinsam. Mit siebzehn habe ich mich selbstständig gemacht und bin nach Wien gezogen. Mit meiner Kamera, einem Karton voll Fotos und einem Aquarellkasten. Falls es mit dem Fotografieren nichts geworden wäre, hätte ich vielleicht in der Fußgängerzone meine Zeichnungen verkauft. Dazu ist es zum Glück nie gekommen. Ich geriet in einen Künstlerzirkel, lernte Leute wie die englischen Performancekünstler Gilbert & George, Jeff Koons und den Maler Albert Oehlen kennen. Ich gehörte dazu, obwohl ich knapp 25 Jahre jünger war. Einen Job hatte ich aber noch nicht. Erst als ich selbstbewusster auftrat und sagte, ich habe hier Freunde und Freundin, eine Wohnung, ich lebe hier, geben Sie mir einen Job, klappte es.

Als ich anfing, Prominente zu porträtieren, war ich manchmal ganz schön aufgeregt. Das hat sich gelegt. Heute bleibe ich ruhig. Ich versuche, den Menschen vor der Kamera immer ein gutes Gefühl zu geben, um näher an sie heranzukommen. Das ist wichtig für ein gutes Bild. Ich kann mit meiner Kamera zwar kleine Wunder vollbringen, letztlich kann ich aber nichts für die Wahrheit. So ist das nun mal.

Vanessa, meine Ehefrau, fotografiert seit vier Jahren und heckt immer neue Projektideen aus. Wir sind seit elf Jahren zusammen und ein eingespieltes Team. Der Aufwand für einen Termin ist größer, als man denkt. Vorgespräche mit den entsprechenden Agenten, die Location festlegen, Team, Licht und Styling buchen – da kommt einiges zusammen.

Der Morgen vor einem Shooting ist ziemlich kurz. Häufig stehe ich um sechs Uhr auf, aber bis wir vor Ort sind und ich das erste Mal auf den Auslöser drücke, wird es meist zwölf oder ein Uhr. Es dauert, bis das richtige Motiv ausgewählt ist, das Licht stimmt und ich loslegen kann. Manchmal muss es sehr schnell gehen. Als ich die *Red Hot Chili Peppers* fotografierte, hatte ich genau fünfeinhalb Minuten, um ein Bild zu bekommen – und ich bekam viele. So ein Termin ist ein bisschen wie ein Sprint, bei dem ich intuitiv vorgehe. Wenn ich für ein Shooting drei, vier Stunden Zeit habe, ist das eher wie ein langer Spaziergang, bei dem ich mehr wahrnehme. Ich mag beides.

Viele Porträts fotografiere ich auch hier im Haus, denn das bietet oft die richtige Kulisse. Seit wir hier wohnen, hat sich viel verändert. Vorher lebten wir in Blankenese und ich hatte das Gefühl, am Ende einer Sackgasse angekommen zu sein. Hier ist alles zwanglos, ich kann so sein, wie ich bin. Selten läuft jemand mit Krawatte herum, niemand spielt sich auf. Für uns ist es ein großes Glück, dass die Wohnung nebenan frei wurde. Seitdem haben wir die ganze Etage für uns. Jetzt wohnen und arbeiten wir auf 300 Quadratmetern.

Manchmal setze ich mich auf mein Fahrrad und rolle durch die Zimmer. Das hört sich komisch an, macht aber großen Spaß! Ich bin sehr stolz auf unser neues Zuhause, weil hinter allem, was wir besitzen, ein gedrucktes Bild steckt. Es freut mich jedes Mal, wenn ich am Kiosk vorbeigehe und Magazine mit Fotos von mir sehe. Letztens hat ein unbekannter Sitznachbar im Flugzeug eines meiner Bilder lange betrachtet und dann sogar rausgerissen und eingesteckt. Das ist doch schön, oder?

ERDGESCHOSS, RECHTS

GUCK MAL, WER DA KOCHT

Wenn Tim Mälzer einlädt, ist alles wie im Fernsehen. Ein Abendessen

TEXT Oliver Keppler
FOTO Maria Irl

In der Spüle liegen frische Muscheln, auf einem Holzbrett kleingehackter Rosmarin, daneben Karotten, grüne und rote Paprikaschoten, es duftet nach Basilikum. Tim Mälzer öffnet sich erst mal ein Küchenbier. Prost. Sein Mitarbeiter Tom muss noch mal los. Kokosmilch fehlt. Und Koriander. Und Crème Fraîche. „Hast du mal Geld, Tim?“

Ach, übrigens: In zehn Minuten kommen die Gäste.

Auf der weißen Tischdecke liegt das Silberbesteck, ein Haufen, Teller müssen verteilt werden, aber kein Stress, das wird schon. Im Ofen schmort das Roastbeef, Mälzer entkorkt eine Flasche Sauvignon Blanc, lehnt sich lässig an den Herd, kippt einen großen Schuss in den Kochtopf, gibt geschälte Tomaten dazu – samt Dosendeckel. „Ist alles so ein bisschen Freestyle“, entschuldigt er sich und fischt den Deckel mit den Fingern aus der Suppe. Hat er das Rezept eigentlich im Kopf? „Welches Rezept?“, fragt er und lacht.

Der Fernsehkoch hat eingeladen. Na endlich. „Ich hatte es ja versprochen“, gibt er kleinlaut zu. Damals im November 2006, als er in das Haus in der Hallerstraße zog, hatte er für die Handwerker kochen wollen, als kleines Dankeschön, weil sie ihm die Wohnung renoviert hatten. Ein netter Abend sollte es werden, mit Maler Johann, Stuckateur Fausto, Elektriker Wolfgang, Maurer Klaus, Tischler Michael und Vlad, dem Studenten und Bauhelfer. Bisher hat es nie geklappt.

Salz muss in die Suppe:
Tim Mälzer (links) ist es gewohnt, dass ihm beim Kochen auf die Finger geschaut wird

Und nun, mehr als zwei Jahre später, findet das Essen statt, bei einer Nachbarin, zwei Stockwerke tiefer. Er hatte sie darum gebeten. „Ich hätte keine Zeit für die Vorbereitungen gehabt." Einfach zu viel los in seinem Leben. Gerade gelandet, er war auf Mallorca, hatte er vorhin noch einen Termin mit dem Architekten seines neuen Restaurants. Sie sind in der heißen Bauphase. Der Laden soll bald eröffnen, im alten Schlachthof, Schanzenstraße, in der ehemaligen Halle der Kälber und Versandschweine. „Es wird die Bullerei heißen", sagt Mälzer mit einem kleinen Lächeln im Gesicht.

Dann ist das Essen fertig, mit einer halben Stunde Verspätung. Ein wenig skeptisch schauen die Gäste auf ihre Teller.

Klaus: „Das Grüne da …, das ist Petersilie, oder?"

Mälzer: „Nein, Korianderkraut."

Klaus: „Von der Suppe nehme ich, aber ohne Ungeziefer."

Mälzer: „Keine Muscheln?"

Klaus: „Nein, keine Muscheln!"

Suppenlöffel schlagen auf das Porzellan, Geräusper – Stille. Nach einer Minute der erste Kommentar. „Also, Herr Mälzer, deine Suppe kann man essen", sagt Klaus. Die anderen stimmen zu. Köstlich. Ja, ganz lecker.

Johann, der Maler, nimmt sich zweimal Nachschlag. „Iss dich doch nicht mit der Suppe satt", mahnt ihn Wolfgang, der Elektriker. „Nee, das ist das Bier, das satt macht", erwidert Johann. Kurze Pause. „Aber schön scharf, nech?"

IN DER ARABISCHEN WELT IST MÄLZER BERÜHMT. DIE FRAUEN DORT FINDEN KOCHENDE MÄNNER KOMISCH

Aus den Lautsprechern dringen seltsame Geräusche, leises Stimmengewirr, klirrende Gläser, gedämpfte Lacher, eine CD läuft, *Der Sound Hamburger Restaurants für Zuhause* lautet ihr Titel. Gerade wird Track zwei gespielt, das *Weiße Haus* an der Elbe, in dem Mälzer bis Ende 2007 gekocht hat.

Mälzer reicht sein Handy herum, auf dem er ein Video gespeichert hat. Eine seiner Kochshows ist auf dem kleinen Display zu sehen, ein Live-Auftritt. Gerade will er einem Jungen, den er auf die Bühne geholt hat, seine Kochkünste präsentieren, eine Tomatensauce. Der Junge dreht sich weg, kotzt auf die Bühne – 3000 Zuschauer grölen. „Das Video heißt Übergabe", sagt Mälzer trocken, steht auf und holt das Roastbeef aus dem Ofen, es ist zartrosa. Na dann, guten Appetit.

Mälzer redet viel, hat Spaß. Alles wie im Fernsehen. Er habe übrigens eine große Fangemeinde in der arabischen Welt, sagt er. Die Frauen treffen sich zum Fernsehabend, wie bei uns, wenn *Sex and the City* läuft. „Die finden das komisch, dass ein Mann in der Küche steht und kocht."

Die Teller der Handwerker sind dick beladen – Gourmetküche satt. So hat's Mälzer gern: „Stück Fleisch, Kartoffeln, bisschen Salat, das esse ich am liebsten. Ich bin halt so 'ne richtige Hausfrau." Immer wieder an diesem Abend muss er erklären, was er da zubereitet hat: „Also, in der Salsa Verde ist Minze drin, Petersilie, Basilikum, Zitrone und Kapern. Was, zu schnell? Also, zum Mitschreiben: Minze …, Petersilie …, Basilikum …"

Der Nachtisch wird serviert. Es gibt ein „Schokoladenmalheur", heiße Küchlein mit flüssiger Schokofüllung, dazu heiße Kirschen, Kokos-Eis. Ein todsicheres Ding. Im schlimmsten Fall wird die flüssige Füllung im Ofen hart, aber dann hat man immer noch einen leckeren Schokokuchen. Mälzer hat das schon im Fernsehen zubereitet. Natürlich. Jetzt sagt er: „Das hast du gut gemacht, Tom." Ein Dank an seinen Mitarbeiter, den er mit einem Augenzwinkern gern als seinen Zivi vorstellt. Tom, der Küchenmeister ist und Mälzers neues Restaurant schmeißen wird, hat alles vorbereitet und vorgekocht. Ja, tatsächlich, Tim Mälzer hat kochen lassen. „Außer die Suppe", darauf besteht er, „die habe ich gemacht."

Wie im Fernsehen:
Mälzer schnibbelt Lauch in einem Affentempo

REZEPT:
SCHOKOLADENMALHEUR

(für 6 bis 8 Personen)

- 190 Gramm Butter und 90 Gramm gehackte dunkle Kuvertüre im Wasserbad schmelzen
- 80 Gramm gesiebtes Mehl, ein Esslöffel Kakaopulver, 150 Gramm Zucker, vier Eigelb und fünf ganze Eier (Klasse M) miteinander verrühren und mit dem Schneebesen glatt arbeiten
- Die geschmolzene Butter und Kuvertüre dazugeben und in gebutterte und gezuckerte Förmchen füllen
- Bei 190 Grad zehn bis zwölf Minuten im Ofen backen, dann stürzen

Opulentes Abendessen für die Handwerker: Nicht jedem schmecken die Muscheln

A-Z

WAS NICHT UNERWÄHNT BLEIBEN SOLLTE

Adel. Blaublüter leben auch im Haus. Eine Gräfin wohnt im Souterrain. 23 Jahre, Mutter, tierlieb, chaotisch.

Bordell. Es ist noch nicht lange her, dass im zweiten Stock die Deckenspiegel abgeschraubt wurden. Keine Freier mehr, die an falschen Haustüren klingeln.

Claudia Cardinale und Rainer Werner Fassbinder waren mit einem der Mieter befreundet. Schlagersängerin Mona Baptiste („Es liegt was in der Luft") und Moderator Reinhold Beckmann lebten hier.

DINKs. Abkürzung für „Double Income No Kids". Gemeint sind Paare mit doppeltem Einkommen ohne Kinder. Eine der größten Fraktionen im Haus.

Eichhörnchen. Die Hausbesitzerin vergitterte ein Loch zum Fahrstuhlschacht, weil sie befürchtete, dass die Eichhörnchen aus dem Garten dort nisten könnten. Doch die Nager saßen bereits in der Falle – und verhungerten.

Fahrradkeller. Feucht und klein. Kaum Platz für die 45 Räder. Ewiger Streit um die besten Plätze.

Gärtner. Jugendliebe der Hausbesitzerin. Wenn er nicht Blumen einpflanzt, sitzt er im Garten und dichtet.

Hallerstraße. Allee, einen Kilometer lang. Gute Wohngegend, mit nur einem Supermarkt, der unter den Bewohnern Gucci-Edeka genannt wird.

Isemarkt. Naschen, handeln, flirten. Lieblingsmarkt der Mieter, 14 Gehminuten.

Jaguar. Britische Nobelkarosse. Steht nicht vor der Tür. Das dickste Auto ist ein 7er BMW, das schäbigste ein Golf 2.

Kater Nick. Die türkische Angorakatze schlich sich Weihnachten 1996 in die Wohnung der Coens und stibizte ein Truthahnbein. Bekam zur Strafe lebenslänglich. Starb im November 2008.

Lift. 95 Jahre alt. Darf nur bis 23 Uhr benutzt werden, weil der Seilzug durch die Schlafzimmerwand der Dachgeschosswohnung verläuft. Muss fast jede Woche repariert werden.

Mieter. 45. Vier davon Kinder im Alter von null bis vier Jahren. Haustiere: Ratte, Hund, Möwe, zwei Katzen.

Nachbar. Türkischer Imbiss um die Ecke. Spezialität: Pomm-Döner, Fritten mit Dönerfleisch. Kostet drei Euro.

Ökostrom. Fließt seit 2006 aus jeder Steckdose des Hauses.

Preise. Das Haus erhielt 2002 den Preis für die zweitschönste Fassade Hamburgs und 2008 den Bundespreis für Handwerk in der Denkmalpflege.

Quarkspeise. Lieblingsdessert der Hausbesitzerin. Kennt jeder im Haus, mag jeder. Mit Quark, Sahne, Vanille, Zitronensaft, Mascarpone und Baiser.

Restaurierung. Ritscheratsche ritscheratsche, rumpeldipumpel, tak-tak-tak. Eine unendliche Geschichte.

Spam. Als die Hausbesitzerin eine Wohnungsannonce ins Internet stellte, meldete sich nur ein Paar. Ihre E-Mail landete als einzige nicht im Spamordner. 200 hatten sich beworben. Glück gehabt!

Tatort. Dritter Stock. In den Siebzigern erschoss sich ein Mieter am hellichten Tag, ein anderer erhängte sich Jahre später.

Unfrieden. Als noch viele Kinder im Haus wohnten, wollte ein Mieter nichts wie weg. Der Lärm war ihm zu viel. Zu seinem sechzigsten Geburtstag zog er direkt ins Altersheim.

Vogelgezwitscher. Ein Mieter ist Hobby-Ornithologe. Einmal im Jahr zwingt er seine Nachbarn in den Garten und spielt ihnen Vogelstimmen auf dem iPod vor. Aufgabe: Wer erkennt den Zaunkönig?

Warmwasser. Große Nachfrage. Leider gibt es nicht immer genug. Alles Warmduscher!

X-Box. Spielkonsole. Besitzt niemand im Haus.

Yoga. Mittwochs im ersten und zweiten Stock, samstags im Souterrain. Drei Gruppen: türkisch, jung und alt.

Zahlen. Stockwerke: vier, Fenster: 172, Treppenstufen: 256.

NACHBARN KANN MAN SICH NICHT AUSSUCHEN

GLOSSE von Hatice Kılıcer
ILLUSTRATION Til Mette

Ich bin als Deutsch-Türkin in der Beamtenstadt Karlsruhe aufgewachsen. Aber Vertreter dieses Berufsstandes hatten meine Familie und ich nie als Nachbarn. Das mag daran liegen, dass wir im Stadtteil Grünwinkel in einem zweistöckigen Gebäude aus den fünfziger Jahren lebten, das ursprünglich als Wohnheim für Gastarbeiter errichtet worden war und noch mit Kohleöfen beheizt wurde. Meine zehn Geschwister, meine Eltern und ich lebten in einer Fünf-Zimmer-Wohnung. Rechts, links und unter uns waren Sinti-Familien. Wir Kinder spielten miteinander, an Ostern bekam ich schon mal eine Schokolade geschenkt. Die Kinder waren gerne und oft bei uns. Die Eltern aber beschränkten sich auf einen kurzen Gruß im Treppenhaus.

Als wir eines Tages nach unserem Jahresurlaub aus Istanbul zurückkamen, empfing uns eine eingetretene Wohnungstür. Der Fernseher war weg, ebenso der Videorekorder und ein paar türkische Filme aus den siebziger Jahren. Zuerst riefen wir die Polizei, dann klingelten wir bei den Nachbarn – oben, unten, rechts und links. Irgendjemand musste etwas gehört haben. Doch alle zuckten nur mit den Schultern, sagten, sie hätten nichts Auffälliges gehört. Wir waren sicher, dass einer der Nachbarn während unserer Abwesenheit bei uns gewesen war. Aufgeklärt wurde der Einbruch aber nie. Von da an haben wir die Lichter brennen lassen, wenn keiner zu Hause war. Und wenn wir in Urlaub fuhren, versteckten wir den Fernseher auf dem Dachboden. Ein paar Jahre später zogen die Sinti-Nachbarn weg. Ich hoffte auf blonde, blauäugige, ehrliche Nachbarn. Wir bekamen Deutsche mit einem Alkoholproblem, die ständig laut Schlagermusik hörten und herumgrölten. Unsere Kontakte beschränkten sich auf „Guten Tag“ und „Auf Wiedersehen“. Bis sie an einem Samstagnachmittag auf enge Tuchfühlung gingen. Drei der deutschen Nachbarn überfielen meinen Vater. Sie waren betrunken und verprügelten ihn in unserem Garten. Das hätten sie besser lassen sollen. Ich habe fünf ältere Brüder.

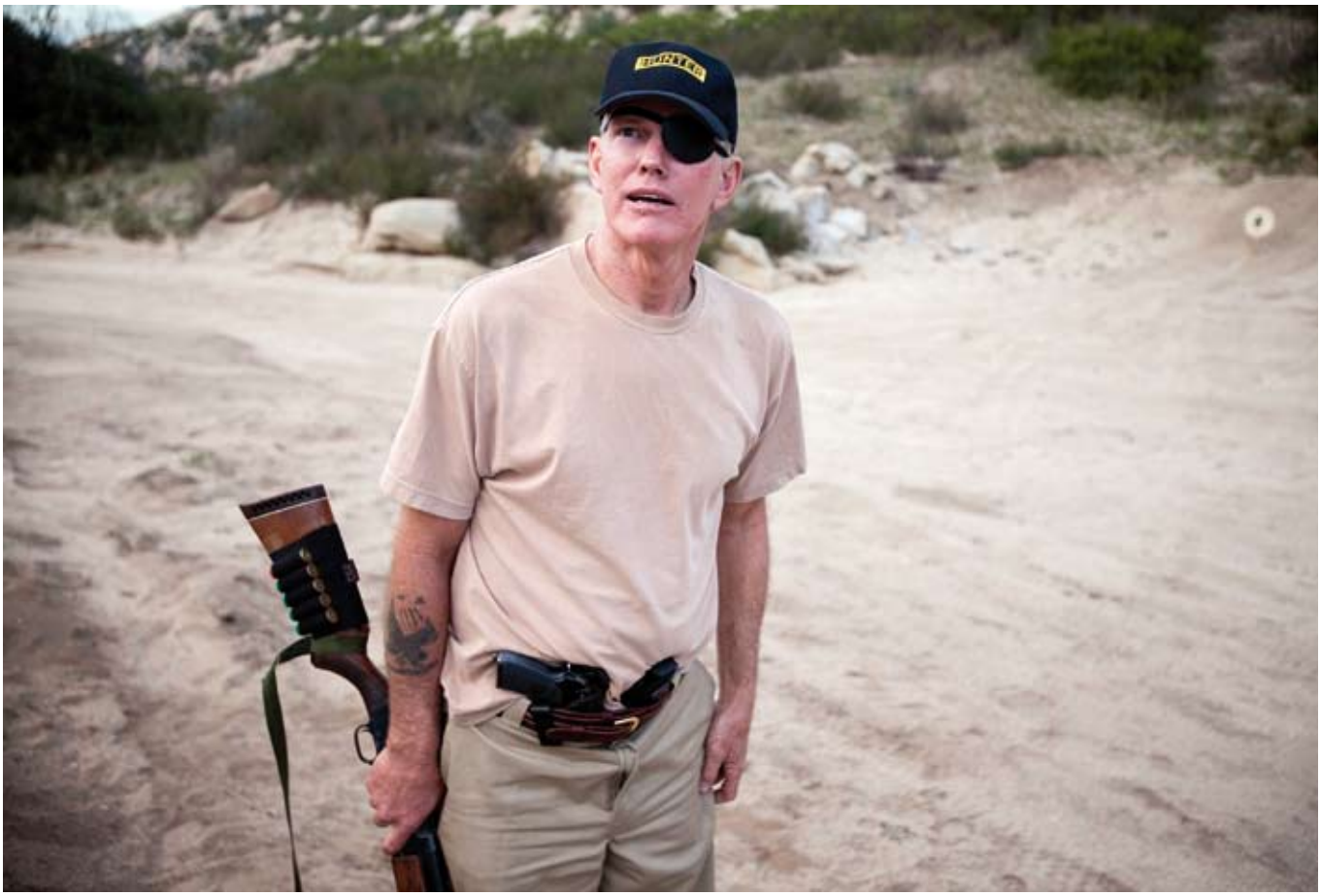
Nach einigen Jahren zogen auch diese Nachbarn weg. Auch ihnen weinte ich keine Träne nach. Nun hatten meine Familie und ich das ehemalige Gastarbeiter-Wohnheim für uns allein. Auf 16 Jahre mit Dieben und Säufern folgten vier wunderbare Jahre ganz ohne Nachbarn. Bis die Kündigung kam. Das Haus sollte abgerissen werden. Uns wurde eine Wohnung angeboten – in einer Gegend mit Sinti-Familien und Alkoholikern. Wir lehnten dankend ab. Bis uns schließlich ein alter Schuppen als Wohnhaus offeriert wurde. An den Wänden wuchs grüner Schimmel. Überall stank es nach Scheiße. Im Garten stand ein Plumpsklo. Meine Mutter war so entsetzt, dass sie in Tränen ausbrach. Ich dagegen war überglücklich. Lieber in einem stinkenden Haus wohnen als in einem mit schlechten Nachbarn. Ein Haus lässt sich reparieren, Nachbarn aber lassen sich nicht gerade biegen.

Meine fünf Brüder taten sich zusammen und kauften die Bruchbude. Während der Bauarbeiten schauten unsere deutschen Nachbarn interessiert zu. Mein Vater tat alles, um sich als guter Mitbürger zu präsentieren. Als wir das Opferfest im neuen Haus feierten, klingelte er bei den Leuten von nebenan. Er wollte ihnen geschächtetes Halal-Fleisch bringen. Das ist bei uns Tradition. Doch die Nachbarn haben das Fleisch nicht angenommen. Sie hatten Angst vor BSE. Mein Vater war enttäuscht. Doch er ließ sich nicht entmutigen.

Ein Jahr später, zum Zuckerfest, das den Fastenmonat Ramadan abschließt, klingelte er wieder – dieses Mal in der Hand einen Teller mit Baklava. Doch auch das Blätterteiggebäck mit süßer Nussfüllung wurde er nicht los. Die Kinder sagten, sie dürften keine Süßigkeiten von Fremden nehmen.

TIL
KANN ANNA RAUSKOMMEN UND BETEN?

Vietnam-Veteran Britt Craig in der kalifornischen Wüste. Er will verhindern, dass die Mexikaner die Macht in den USA übernehmen. „Wenn der Staat nichts tut, muss der Bürger ran“



TEXT Amrai Coen
FOTO Fabian Brennecke

DIE KLAPPSTUHL-ARMEE

Eine Bürgerwehr aus Patrioten bewacht die Grenze zwischen den Vereinigten Staaten und Mexiko. Sie nennen sich „Minutemen“ und wollen Amerika vor einer Invasion der Illegalen schützen

Nur an wenigen Stellen ist die 3141 Kilometer lange amerikanisch-mexikanische Grenze durch einen stabilen Zaun gesichert. Vor den Schlupflöchern postieren sich die Minutemen

Irgendwo in der Wüste Kaliforniens, auf einem staubigen Hügel ohne Namen, lebt ein einäugiger Mann und wartet auf die Invasion. Britt Craig hält ein Fernrohr an sein rechtes Auge, beobachtet jede Bewegung entlang eines löchrigen, rostigen Wellblechzauns. Auf seinem linken Auge trägt er eine schwarze Klappe, wie ein Pirat. Craig lehnt an seinem alten Chevrolet-Bus und lauert, eine Neun-Millimeter-Beretta hängt an seinem Gürtel. Er bewacht den Süden. Von dort werden sie kommen.

Bereit zur Nachtschicht: In militärischer Ordnung fährt die Bürgerwehr an die Grenze

„Noch sind wir nicht im Krieg. Aber wenn sich nicht bald was ändert, wird es Unruhen geben." Er will verhindern, „dass die Mexikaner die Macht bei uns übernehmen".

Craig ist ein *Minuteman*, Mitglied einer Bürgerwehr, die illegale Einwanderer aus Mexiko an der Grenze abfängt und der Polizei übergibt. „Wir müssen die Grenze dicht machen. Wenn der Staat es nicht tut, muss der Bürger ran!", sagt er. Der Name *Minutemen* ist inspiriert von einer Miliz aus dem amerikanischen Unabhängigkeitskrieg, deren Soldaten binnen einer Minute kampfbereit waren.

Mehr als zwei Millionen Mexikaner versuchen jedes Jahr, illegal über die Grenze in die Vereinigten Staaten zu kommen. Tagelang laufen sie durch die Wüste, in Hoffnung auf ein besseres Leben. Nur jeder Dritte wird nach Angaben der *Border Patrol* gefasst. Die anderen tauchen in der Anonymität der Großstädte unter, schuften in Hotels, auf Plantagen, in Restaurants – Migranten ohne Papiere arbeiten überall in den USA, unterbezahlt und nicht versichert. Selten wird ein Betrieb vom Staat kontrolliert oder muss Strafe zahlen. „Die Regierung setzt bewusst nicht genug Grenzpolizisten ein", schimpft Craig. „Die Illegalen sind das Schmieröl der Wirtschaft."

In den vergangenen vier Jahren hat Craig hunderte Grenzgänger geschnappt. Fast täglich telefoniert er mit der Polizei, gibt ihnen Hinweise.

Er steigt in seinen zwanzig Jahre alten Chevrolet-Bus, sein Zuhause. Auf vier Quadratmetern hat er ein Bett, einen selbstgebauten Kamin und Chaos. Seine einzige Bratpfanne teilt er sich mit dem Hund. Zwei armlange Taschenlampen liegen auf dem Bett, daneben eine Schrotflinte. Es riecht nach altem

Überbleibsel eines illegalen Grenzübertritts: Die Migranten ziehen sich Lappen aus Filz über die Schuhe, um die Spuren im Sand zu verwischen. „Border Booties“, Grenz-Überschuhe, werden sie genannt

Fleisch. Auf dem Beifahrersitz seine Lektüre: die Januarausgabe des *American Rifle Man*-Magazins und Hemingways *Wem die Stunde schlägt*.

Mit seinem Bus fährt Craig oft stundenlang den Zaun ab, „our wall“ nennt er ihn, unsere Mauer. Mal sieht er aus, als schütze er einen Gemüsegarten, wenige Kilometer weiter, als liege ein Hochsicherheitstrakt dahinter. An einigen Stellen wird er gerade erneuert. Craig streichelt über die sechs Meter hohen Stahlstangen, hält sein Ohr daran, klopft dagegen. „Mit Beton gefüllt“, sagt er und nickt zufrieden. „Where border fence is tall, border crossings fall – Hoch wächst der Grenzzaun nun empor, Grenzübertritt kommt nicht mehr vor“, reimt er.

Mit selbstgebastelten Lauschgeräten lauern die Minutemen auf verdächtige Geräusche

Mit siebzehn zog Britt Craig in den Krieg nach Vietnam. Vier Monate und neun Tage war er Fallschirmjäger. Dann verlor er durch Granatsplitter sein linkes Auge und seinen rechten Hoden. Er kam nach Hause in ein Amerika, das er kaum wiedererkannte. Heimkehrende Soldaten wurden nicht mehr als Helden gefeiert. Craig fühlte sich verachtet. Achtzehn Jahre war er alt, als man ihm einen Ausweis gab, auf dem „pensioniert“ stand. Er verkroch sich auf ein Segelboot, ließ sich treiben, trank, fischte und sang in Puerto Rico den Blues. Mit 55 Jahren kam er zurück und wurde wieder Patriot. „Vielleicht tue ich jetzt etwas, das die Amerikaner schätzen können.“

Wenige Minuten von den neuen Stahlstangen entfernt steht ein Mann mit Cowboyhut und Schnauzer, der ein altes Stück Stacheldrahtzaun ausbessert. Metallschilder, in die patriotische Sprüche eingraviert sind, hängen daran und klimpern wie ein Glockenspiel im Wind. „Amerika für Amerikaner, Mexiko für Mexikaner.“

Craig geht hinüber, begrüßt seinen Freund, der sich als „Dingsbums-Dan, the Minuteman“ vorstellt. Der 66-Jährige war früher Feuerwehrmann, seit er pensioniert ist, beschützt auch er sein Land vor der Invasion. Täglich fährt er eine Stunde aus San Diego an die Grenze, sammelt Müll am Straßenrand, repariert platt getrampelte Stellen des alten Zauns. „Das ist immer noch besser, als den ganzen Tag vor der Glotze zu sitzen und fett zu werden.“ Dingsbums-Dan holt eine Flagge mit Sternen und Streifen aus dem Auto, bindet sie an den geflickten Zaun. Ein Handschuh

Wenn Dingsbums-Dan mal wieder ein Stück Grenzzaun geflickt hat, bringt er die amerikanische Flagge an: „Das ist besser, als vor der Glotze zu sitzen und fett zu werden“

Am Zaun hängen Metallschilder mit Parolen wie „Amerika den Amerikanern, Mexiko den Mexikanern“. Als Rassisten sehen die Minutemen sich nicht. Ihr Verein zählt 8000 Mitglieder

FREE
RAMOS &
COMPEAN
Hunter

Seit vier Jahren schiebt Britt Craig auf seinem Hügel Wache. „Allein und in der Wildnis sein – das erinnert mich an meine Zeit in Vietnam. Eine Zeit, in der ich viel gelacht habe“

Sein „Erdmobil", einen Toyota Corolla, hat Minuteman Dan mit Tarnfarben bemalt. Die Spule mit Stacheldraht auf dem Kofferraum braucht er, um Löcher im Zaun zu flicken

liegt vor seinen Füßen, er hebt ihn mit einer Zange auf. „Das ist kein Müll, das ist ein Zeichen", sagt er. Ein Signal für die Schlepper. Hinge er am Zaun, hieße das für sie, dass eine Gruppe Illegaler auf den Weitertransport warte. Alles ist ein Zeichen für Dingsbums-Dan: Zigarettenstummel, Wasserflaschen, Plastiktüten. Er dringt weiter in die trockenen Büsche vor, findet, was er zeigen wollte: eine Müllhalde aus alten T-Shirts, Rucksäcken, ausgelatschten Turnschuhen. Noch mehr alte T-Shirts, noch mehr leere Flaschen. Hier ist die Wüste ein großer Umkleideraum für Menschen, die sich in der Morgendämmerung für ihr neues Leben einkleiden. „Sie tragen saubere Klamotten für die USA in ihrem Rucksack, damit sie nicht sofort auffallen", sagt Dan.

Dan auf der Suche nach Signalen der Schlepper. Ein Handschuh ist für ihn kein Müll, „das ist ein Zeichen"

Craig zeigt Dan das neue Stück Grenzzaun, posiert für ein Foto. „Man bräuchte schon eine verdammt hohe Leiter. Da kommt sicher keiner mehr rüber", sagt Craig. „Nein, jetzt müssen die Kojoten einen anderen Weg finden", sagt Dan. „Kojoten", so heißen die mexikanischen Menschenschmuggler. Etwa 1500 Dollar zahlt ihnen ein Migrant für den Weg aus Mexiko in eine amerikanische Großstadt. Wenn die beiden über „Kojoten" sprechen, liegt Neid in ihren Stimmen. „Die haben ein aufregendes Leben, werden als Helden gefeiert und die Frauen liegen ihnen zu Füßen."

Die Sonne steht tief, der Zaun wirft lange Schatten. Dingsbums-Dan verabschiedet sich, Craig fährt zurück auf seinen Hügel. Oben angekommen, gart er ein Steak in seiner Pfanne, behält die Grenze dabei immer im Blick. Einen Löffel Butter, eine Prise Salz. Er isst vier Steaks am Tag. Sonst nichts.

Sieben Tage und Nächte zu Fuß oder acht Stunden Autofahrt entfernt, im Nachbarstaat Arizona, trifft währenddessen eine andere Minutemen-Gruppe ihre Vorbereitungen für die Nacht.

„Kampfgebiet" nennen sie das flache Land, auf dem nur Kakteen und trockene Dornbüsche wachsen. Ihre Zentrale ist die *Kings Anvil Ranch*, fünfzig Kilometer nördlich der mexikanischen Grenze. Drei alte Wohnwagen stehen hier, zwei Dixi-Klos und ein Wellblech-Container, vor dem sieben polierte Geländewagen parken. Es regnet in Strömen, das passiert nicht oft in der Wüste Arizonas. Fünfzehn Männer und Frauen drängen

Mit einem halben Kilometer Abstand voneinander bauen die Minutemen in Zweier-Teams ihre Klappstühle auf. „Kampfgebiet" nennen sie das Land, auf dem nur Kakteen und trockene Dornbüsche wachsen

sich unter der löchrigen Markise des Containers, manche sind von weither angereist, um an dem Camp teilzunehmen, das einmal im Monat stattfindet. Viele sind übergewichtig, die meisten jenseits der Sechzig, alle tragen eine Waffe am Gürtel. Eine bizarre Gruppe, ehemalige Vietnam-Kämpfer, ein paar aktive GIs. Sie schimpfen über die Zustände:

„Zwanzig Millionen Illegale leben in den USA. Die wollen doch nicht nur unsere Erdbeeren, sondern auch das Geld aus unseren Taschen pflücken!"

„Die bringen Krankheiten in die USA. Tuberkulose und andere Seuchen, von denen wir noch nicht mal gehört haben!"

„Die wollen unsere Regierung stürzen und dann Staat für Staat das Land übernehmen, Los Angeles gehört doch heute schon zu Mexiko! Jedes Straßenschild, jedes Dosenetikett ist zweisprachig. Die überrennen uns!"

Als der Regen nachlässt, beruhigen sie sich. Reden von den guten, alten Zeiten: „Erinnerst du dich noch, als wir 233 Illegale in einer Nacht gefangen haben?", und versichern, dass sie nicht rassistisch sind: „Ich habe überhaupt nichts gegen Mexikaner, Tacos sind doch mein Lieblingsessen."

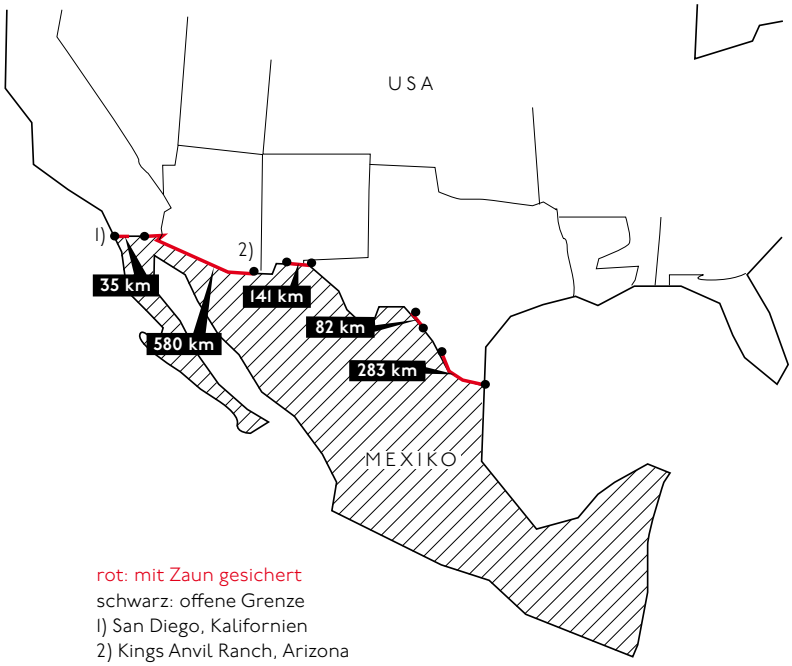
Scheinwerferlicht soll die Illegalen abschrecken. Eineinhalb Millionen kommen dennoch jedes Jahr durch

Drei Frauen stehen in der Runde. Eine von ihnen, Carmen, erzählt, wie alles anfing: Nach dem 11. September 2001 fuhr sie abends nach der Arbeit an die Grenze. Sie hatte Angst, dass Terroristen mit Koffern voller Bomben einfach so ins Land spazieren würden, es gab damals noch keinen Zaun. „Wir waren vier Nachbarn aus Tombstone, die die Grenze beschützten" – die Minutemen waren geboren. „Heute sind wir die größte Nachbarschaftswache der Welt." Der Verein hat nach eigenen Angaben 8 000 Mitglieder. Aber an der gut 3 000 Kilometer langen Grenze wachen nicht einmal dreißig Posten.

Campleader Mike startet das Briefing, die Gruppe steht im Kreis und hört aufmerksam zu. „Wasser ist *agua*, Essen ist *comida*." Wenn jemand einen Illegalen sieht, sagt Mike, soll er auf alles gefasst sein. Die Minutemen kontrollieren ihre Waffen. „Habt so wenig Körperkontakt wie möglich mit ihnen. Legt Wasser und eine Müslistange vor sie auf den Boden, dann zieht euch zurück!" Es klingt wie die Anleitung zum Füttern wilder Tiere. „Neun von zehn Nächten frieren wir uns hier draußen

Die Minutemen werfen dem Staat vor, dass er nicht genügend tue, um die Grenze zu schützen. Migranten ohne Papiere arbeiten überall in den USA. „Sie sind das Schmieröl der Wirtschaft“

DIE GRENZE zwischen Mexiko und den USA ist 3141 Kilometer lang. Sie verläuft vom Pazifik bis an den Golf von Mexiko. Ungefähr ein Drittel der Strecke ist mit einem Zaun gesichert, der mal aus sechs Meter hohen Stahlstangen besteht, mal aus löchrigem Wellblech. Ein Teil der Grenze wird mit Kameras, Sensoren und Radaranlagen überwacht. Seit 2006 hat die amerikanische Regierung über eine Milliarde Dollar in den Ausbau investiert.
Jährlich sterben hunderte Migranten bei dem Versuch, die Grenze illegal zu überschreiten. Sie verdursten, sterben im Sommer vor Hitze und erfrieren im Winter. 2008 verlor im Schnitt täglich einer sein Leben. Der mexikanische Präsident Felipe Calderón verglich den Zaun mit der Berliner Mauer. US-Präsident Barack Obama sprach sich für die Legalisierung der geschätzten zwölf Millionen illegal in den USA lebenden Migranten aus.



rot: mit Zaun gesichert
schwarz: offene Grenze
1) San Diego, Kalifornien
2) Kings Anvil Ranch, Arizona

Minutewoman „Sternenstaub“ ist von weither angereist, um am Camp der Bürgerwehr teilzunehmen: „Mein allergrößter Traum ist es, heute Illegale zu sichten“

den Arsch ab, ohne dass etwas passiert“, sagt einer, der beheizbare Socken trägt und Wolldecken, Klappstühle und Wasserflaschen im Kofferraum verstaut. Mike verteilt Funk- und Nachtsichtgeräte. „Das ist so aufregend“, sagt eine Minutewoman, die das erste Mal dabei ist. „Mein allergrößter Traum ist es, heute Illegale zu sichten.“

„Aufstellung!“, ruft Mike, bevor er in seinen Geländewagen klettert. „Und nun lasst uns gute Amerikaner sein!“ Türen knallen, die Sonne sinkt hinter die Berge und Amerikas Klappstuhl-Armee verschwindet in Richtung Grenze.

Der Blick durch das Nachtsichtgerät zeigt einen Patrouillenwagen der Grenzpolizei

Mit einem halben Kilometer Abstand voneinander postieren sie sich in Zweier-Teams. Mike und Matthew bauen ihre Stühle am Rand der Schotterstraße auf, sie sind heute „Station eins“. Und dann warten sie. Warten, dass es stockdunkel wird, warten, dass sie etwas Verdächtiges hören – knackende Zweige, raschelnde Büsche. Aber es ist still in der Wüste, so still, dass der Flügelschlag eines auffliegenden Vogels wie Trommelwirbel klingt.

Es ist zehn Uhr abends, Matthew isst ein Sandwich. Seit vier Stunden warten sie schon. Plötzlich Schritte. Matthew hört auf zu kauen. Vorsichtig steht er von seinem Klappstuhl auf, hält ein Nachtsichtgerät ans Auge. „Illegale auf Station eins“, flüstert er in sein Funkgerät.

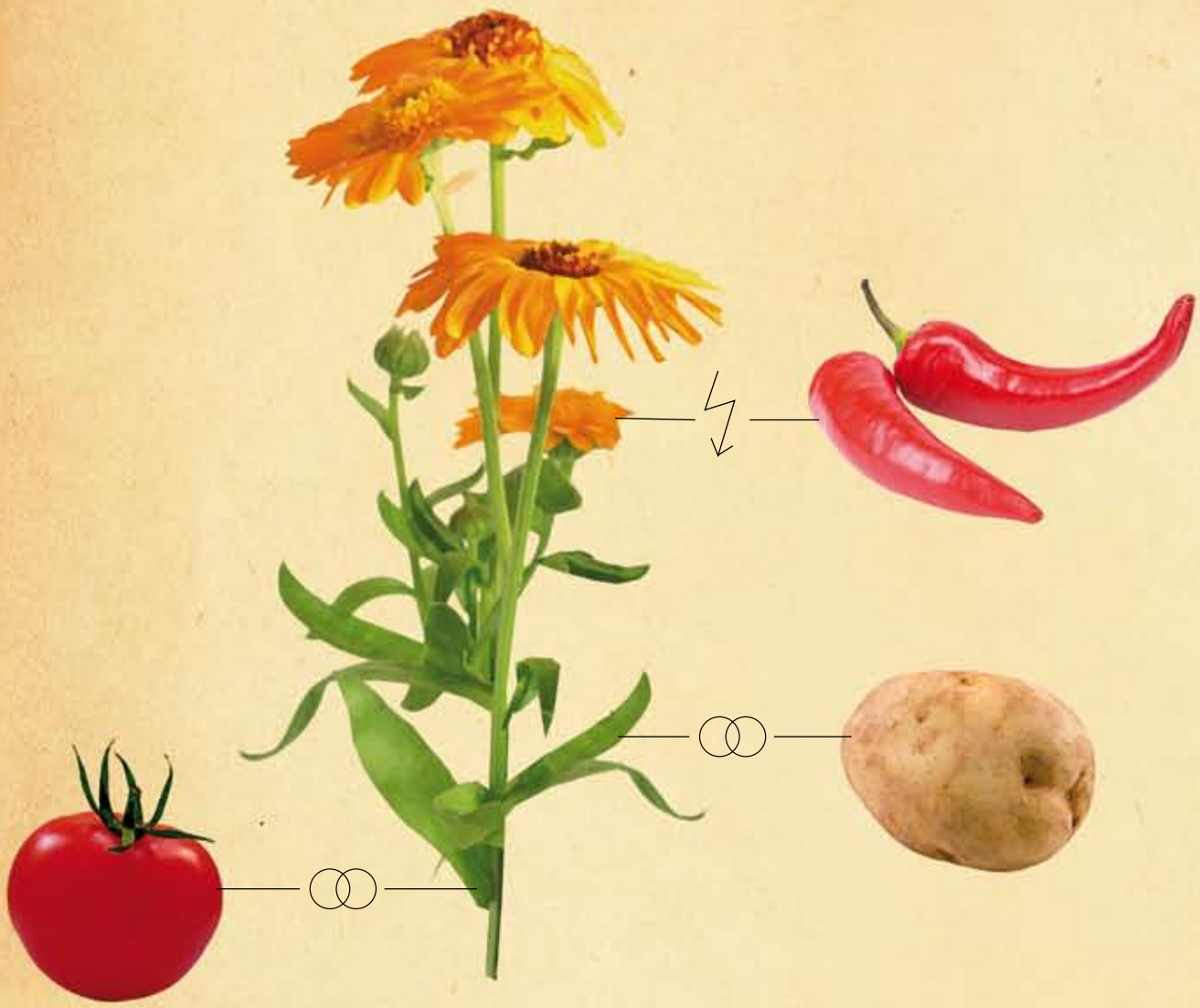
Und dann kommen sie, die Invasoren. Ausgehungert, dreckig, erschöpft. Blätter und Matsch kleben an ihren Klamotten, sie riechen nach altem Schweiß. Fünf Tage und Nächte sind sie durch die Wüste gelaufen, drei davon ohne Essen und Wasser. Sie lassen sich vor Mike und Matthew auf den Boden fallen. Fünf Mexikaner.

Die Männer mit den Klappstühlen müssen nicht viel tun, um die Invasoren zu fangen. Der eine reicht ihnen Wasserflaschen und Müsliriegel, der andere ruft die Grenzpolizei: „Hier ist Matthew Collins. Wir haben welche!“

„Agua“, sagen die Mexikaner und „trabajo“. Die Migranten sind nicht schockiert, dass sie geschnappt wurden. Eher erleichtert. „Der Weg durch die Wüste hat uns fast umgebracht“, sagt einer. Nach einer Viertelstunde ist die *Border Patrol* da. Die Polizei wird sie am nächsten Morgen in Busse verfrachten und direkt hinter der Grenze wieder laufen lassen. Danach werden sie einen neuen Versuch starten.

FREUNDE UND FEINDE IM GARTEN

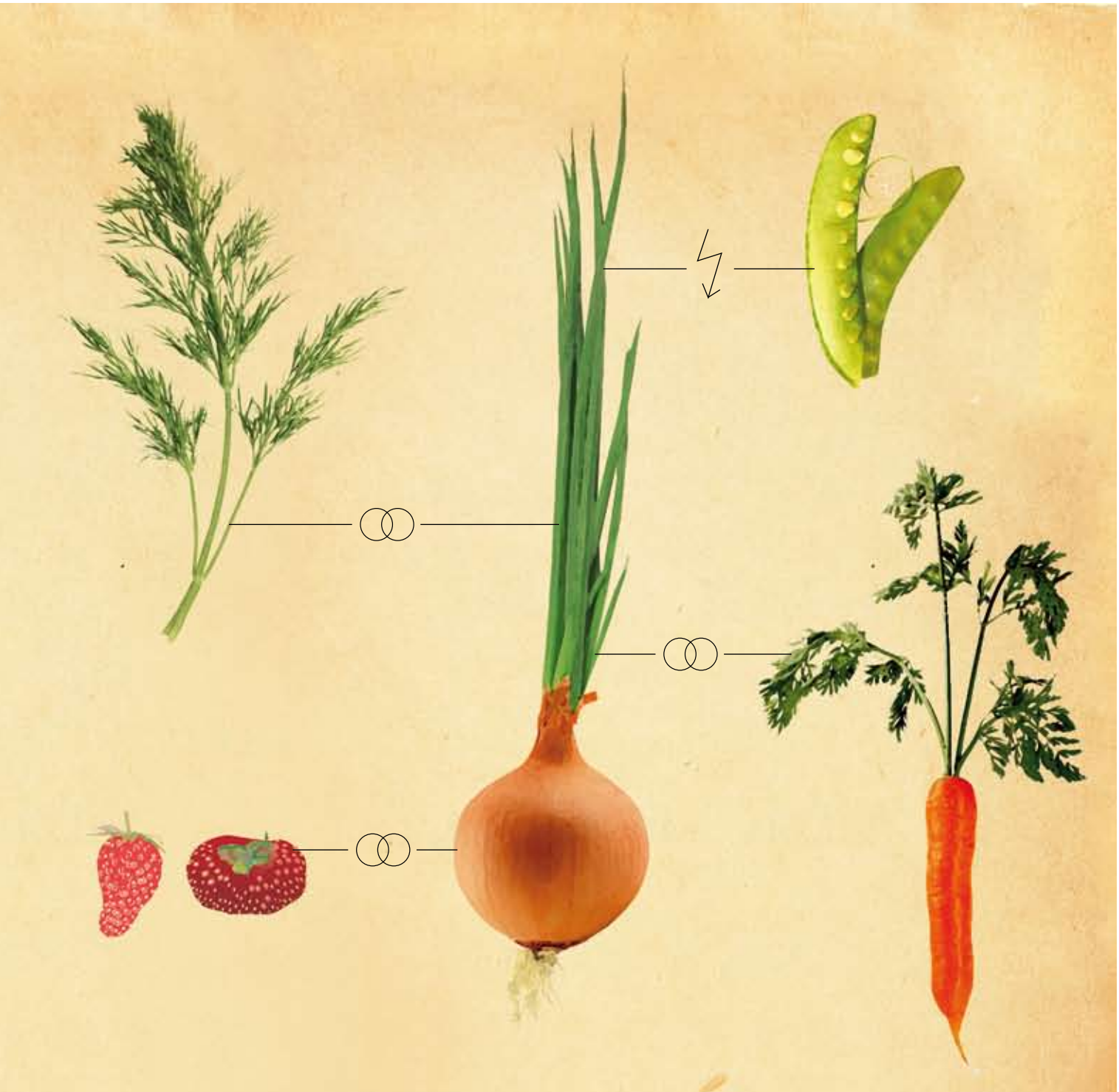
TEXT Hatice Kılıcer



Es gibt Menschen, die sich gern haben, sich grün sind, sich riechen können. Die haben es gut miteinander. Im Unterschied zu denen, die sich nicht ausstehen können. Nicht anders funktioniert es in der Welt der Pflanzen. Auch hier gibt es Gewächse, die sich wunderbar ergänzen und solche, die sich das Leben zur Hölle machen.

Eine äußerst begehrte Nachbarin ist die Zwiebel, die lateinisch *Allium Cepa* genannte Kulturpflanze der Gattung Lauch. In ihrer Nähe gedeihen andere Pflanzen prächtig. Das liegt daran, dass die Zwiebel Eigenschaften hat, von denen sie profitieren. Das Allizin in ihr zum Beispiel, ein schwefelhaltiges ätherisches Öl, wirkt antibiotisch und tötet Bakterien, Pilze und Spinnmilben ab. Die Erdbeere, die Möhre, der Dill oder der Kopfsalat reißen sich geradezu darum, neben der Zwiebel zu wachsen. Ihr Geruch vertreibt die Möhrenfliege und sorgt dafür, dass die Karotten nicht von deren Maden aufgefressen werden. Die Möhre wiederum hält mit ihrem Duft die Zwiebelfliege von ihrer Nachbarin fern. Eine Win-win-Situation: Nur die Fliegen schauen in die Röhre. Auch der Dill fühlt sich äußerst wohl neben der Zwiebel, die ihm die Schädlinge vom Stängel hält. Bohnen und Erbsen aber sollten sich vor ihr hüten. Denn bei den Hülsenfrüchten hemmt deren schwefelhaltiges Öl das Wachstum.

Die Ringelblume mit ihren orangefarbenen Blüten ist bekannt aus dem Abzählvers „Er liebt mich, er liebt mich nicht“. Die streng riechende Pflanze schützt mit ihrem Geruch die Kartoffel vor den bösen Drahtwürmern, die ihr



gern an die Wurzeln gehen. Wachsen Ringelblumen neben Kartoffeln, fressen die Drahtwürmer deren Wurzeln. Der Tomate verhilft die Ringelblume mit ihrer Gegenwart zu einem guten Aroma. Außerdem hält sie Krankheiten und Nematoden, fadenförmige Würmer, die die Wurzeln schädigen, fern und lockt Nutzinsekten an.

Hier gilt ganz klar: Die Blumen machen den Garten, nicht der Zaun.

Manchmal reicht auch der schönste Sonnenschein zum Blühen allein nicht aus. Der Salat und die Petersilie kränkeln, sobald sie nebeneinander Wurzeln schlagen. Dem Salat stinken die ätherischen Öle der Petersilie so sehr, dass er keine Köpfe bildet, sondern vorzeitig zu schießen beginnt.

Wenn die Tomate und die Kartoffel nebeneinander in der Erde landen, gibt es unter den beiden Nachtschattengewächsen nicht nur Streit um die Sonnenstrahlen. Die Tomate wird häufig von der Braunfäule befallen, dem Horror jedes Gärtners. Ausgelöst wird sie von einem Pilz, der besonders oft Kartoffelpflanzen befällt. Tomate und Kartoffel sollten also Abstand voneinander nehmen.

Was sich in der Erde neckt, das liebt sich auf dem Teller. Pflanzen, die sich im Garten das Leben schwer machen, können nach ihrer Ernte wunderbare Symbiosen eingehen. Der Fenchel etwa macht der Tomate unter der Erde mit seinen Wurzeln den Platz streitig, über der Erde sabotiert er sie durch seinen Geruch. Doch in der Küche harmonisieren sie wunderbar – in Lasagne, Suppe oder zu Spaghetti.

Die netten Leute von nebenan – das ist doch langweilig! Viel spannender sind unsere außerirdischen Nachbarn. Wer an sie glaubt und fleißig forscht, kann sie sehen und hören

TEXT Tanja Kramer
FOTO Nico Herzog

IST DA DRAUSSEN WER?

Jeden Abend hält UFO-Forscher Björn Bossing Ausschau nach unbekannten Flugobjekten. Eines hat er schon gesehen – es war „ein heller Punkt mit leuchtendem Schweif"

Die Außerirdischen sind unter uns. Tief im Erdinneren. Und von dort senden sie ihre Signale. Woher sonst sollten sie kommen, diese mysteriösen Brummtöne aus dem Erdreich, immer zur selben Zeit, immer auf der gleichen Frequenz? „Vom Militär ist das nicht", ist sich Björn Bossing sicher, auch natürlich könnten die Töne nicht sein: „Wie ein Funkcode hören sie sich an", sagt Bossing. Für ihn bleibt nur eine Erklärung: Außerirdische. Was genau sie da unten machen, kann er sich nicht erklären. Aber vielleicht findet er es ja noch heraus. Schließlich ist Björn Bossing, 27 Jahre, Zweiter Vorsitzender der DEGUFO, der *Deutschsprachigen Gesellschaft für UFO-Forschung*.

Er sitzt vor seinem Computer im Hobbyraum seiner Mansardenwohnung in Emmelshausen, einem beschaulichen Dörfchen nahe Boppard am Rhein. Aus dem Lautsprecher dringt das Brummen, vor ihm am Bildschirm flimmern die Ausschläge eines grellgrünen Graphen, wenn wieder ein Klicken und Klacken durch das Rauschen dringt. Auf dem Schreibtisch steht das Empfangsgerät, groß wie ein Schuhkarton und selbst gebaut von einem Vereinskollegen. Trotzdem kommt der Brummton vom Band. „Leider funktioniert das Gerät bei mir nicht, irgendwelche Probleme mit der Software", sagt Bossing. Der IT-Kaufmann klingt ein bisschen verschämt.

Aber egal. Schnell zurück ins Wohnzimmer. Unterm Fernseher stapeln sich DVDs der Science-Fiction-Serie *Akte X*, vom Regal schaut mit großen Augen Allie, das schmutzig-silberne Stoff-Alien herab. Bossing zückt Ordner, kramt in Papieren. Er zeigt Fotos von Kornkreisen, „die niemals von Menschen gemacht werden könnten, so kunstvoll, und das in nur einer Nacht". Er zitiert Berichte aus Mexiko, wo hin und wieder zerschmetterte Kühe auf Strommasten gefunden würden. Zum Beweis dient ein verschwommenes Foto, abgedruckt in einem Buch über UFOs. Immer wieder unterbricht er sich, beginnt hektisch mit neuen Themen, reibt seinen Bart. „Irgendetwas ist da", sagt er schließlich.

Seit acht Jahren ist Björn Bossing überzeugt davon, dass es Außerirdische gibt. „Seit der Sichtung", sagt er. Damals, in einer kühlen Frühlingsnacht im April, sahen er und seine heutige Frau Kerstin etwas, das ihr Leben verändern sollte: Zwei Lichter blitzten am Himmel auf, jeweils am anderen Ende des Horizontes. Langsam steuerten sie aufeinander zu, vereinigten sich in der Mitte des Firmamentes – und schossen dann als heller Punkt senkrecht den Himmel hinauf, hinter sich ein leuchtender Schweif, wie ihn sonst nur Kometen erzeugen. Björn und Kerstin Bossing waren fassungslos. Und fasziniert.

„Das war ein UFO", sagt Bossing mit bedeutungsschwerer Stimme. „Bis heute konnte niemand die Sichtung erklären." Er schlägt wieder einen Ordner auf. Hier hat die DEGUFO gesammelt, was sich in den letzten Jahrzehnten an Deutschlands Himmel Ungewöhnliches ereignet hat. Gleißende Lichter über Norddeutschland, unidentifizierte Flugobjekte über Stuttgart.

Bei Björn und Kerstin Bossing stapeln sich die UFO-Unterlagen. Besonders Kornkreise und zerschmetterte Kühe haben es ihnen angetan

Die DEGUFO hat eine eigene Hotline eingerichtet. Über sein Mobiltelefon kann man Bossing von mysteriösen Himmelsphänomenen berichten, 24 Stunden am Tag. „Es rufen aber nicht sehr viele Leute an“, sagt er. Und so mancher Anrufer, schätzt er, könnte vielleicht auch psychologische Hilfe gebrauchen.

Im Sommer setzt sich Björn Bossing oft mit seiner Frau ins Cabrio und fährt in die Felder, UFO-Watching. Und jeden Abend, bevor er ins Bett geht, schaut er aus den Fenstern seiner Mansardenwohnung in den Himmel. Vielleicht fliegt ja wieder etwas vorbei. Im Grunde, sagt er, seien er und Kerstin aber ganz normale Leute. „Wenn ihr mal mit jemandem reden wollt, der sich richtig gut auskennt, dann müsst ihr den Alexander Knörr besuchen“, rät Bossing. Knörr ist der Erste Vorsitzende der DEGUFO, „und er hat sogar schon ein eigenes Buch geschrieben“.

Zu Hause in Obernheim nahe Kaiserslautern mag der Autor gerade keinen Besuch empfangen, „da stapeln sich die Papiere schon auf dem Boden“, sagt er. Außerdem sei er beruflich schwer beschäftigt. Schließlich sitzt er in der Autobahnraststätte *Pfalz* an der A 6, er ist auf Durchreise, ein Geschäftstermin in München. Alexander Knörr, 37 Jahre, ist Projektleiter einer Catering-Firma. Die Augen blicken aufmerksam hinter einer modischen Brille hervor. Sein Buch hat er gleich mitgebracht, ein türkisgrünes Bändchen, erschienen in einem „kleinen Fachverlag“, wie er sagt. Es beschreibt seine Spurensuche auf der Insel Malta. „Schon vor Jahrtausenden hatten die Außerirdischen mit

Mysteriöse Brummtöne aus dem Erdinneren macht Bossing auf seinem Bildschirm sichtbar. „Vom Militär ist das nicht“, sagt er, „aber natürlich können die Signale auch nicht sein“

uns Kontakt“, sagt Knörr. Seine Stimme ist ruhig, als erzähle er von seinem letzten Fernsehabend. „Sie haben unsere Vorfahren genetisch manipuliert, uns geschaffen nach ihrem Bilde. Ähnlich wie es in der Bibel steht.“

Prä-Astronautik nennt sich diese Theorie, ihr berühmtester Vertreter ist Erich von Däniken, der in den Neunzigern mit gewagten Fernsehsendungen über außerirdische Besucher von sich reden machte. „Der hat mir einen Leserbrief geschrieben“, erzählt Knörr begeistert. „Mein Buch sei das beste, was er je zu dem Thema gelesen habe.“ Er strahlt.

Prä-Astronautiker sind eine kleine, eingeschworene Gemeinde. Kein Wunder, denn in Archäologen-Kreisen stoßen Theorien einer durch Außerirdische genmanipulierten Menschheit auf wenig Verständnis. Alexander Knörr zieht die Augenbrauen verächtlich nach oben: „Die Altertumsforscher versuchen halt, ihr Weltbild zu schützen. Die ertragen das nicht, wenn man sie in Frage stellt.“ Er selbst jedenfalls traue keinem Archäologen über den Weg. „Ich glaube nur, was ich selbst recherchiert oder gesehen habe. Und die Existenz von Außerirdischen ist schlicht ein Fakt.“

Mehr als 2 000 Bücher hat er angesammelt, auf den Tagungen der DEGUFO hält er Vorträge. Seinen Urlaub widmet er seit Jahren der Suche nach außerirdischen Spuren auf Erden. „Zeit für andere Hobbys bleibt kaum“, sagt er und lächelt. Und wenn wieder einmal eine Frau in sein Leben treten sollte, „dann müsste die das natürlich mitmachen“. Sogar das Fernsehen hat mehrmals angefragt. „Aber das war nicht seriös“, sagt er: „Ich lass mich doch nicht zum Deppen machen. Ich bin schließlich ein kritischer Forscher.“

Knapp eintausend seiner Bücher hat Knörr bereits verkauft. Im letzten Kapitel fasst er zusammen, wie er sich die Besucher auf unserem Planeten vorstellt: Drei Meter große, blonde Wesen seien sie, und die kleinen Grauen, die mit den spindeldürren Ärmchen und den großen Mandelaugen, ihre Lakaien. Dereinst hätten sie uns erschaffen, und heute kämen sie vorbei, um uns zu untersuchen. „Vielleicht sind wir ja ihre Laborratten“, sagt Knörr. Er lacht, aber er meint das ernst.

Wie sonst seien etwa die Autoimmunkrankheiten zu erklären, Rheuma zum Beispiel, das ihn auch selbst plage? „Da wehrt sich der Körper gegen außerirdische Gene“, sagt Knörr. Schon vor Jahrtausenden hätten die Außerirdischen Sex mit unseren Vorfahren gehabt. „Alle großen Mythen sprechen davon. Man muss sie nur richtig deuten.“ Er hat die Hände schützend auf sein Buch gelegt.

Selbst ein UFO gesehen hat Knörr allerdings noch nicht. Mehrmals schon hat er Bossing und dessen Frau über deren Sichtung ausgefragt. „Ich bin schon ein wenig neidisch“, gesteht er. Aber wer weiß, vielleicht klappt es ja noch. „Schließlich gibt es nichts Schöneres, als in einer lauen Sommernacht auf der Wiese zu liegen und in die Sterne zu gucken.“

Wir hatten schon vor Jahrtausenden Sex mit Außerirdischen, glauben Prä-Astronautiker: „Alle großen Mythen sprechen davon, man muss sie nur richtig deuten“

Allie, das Stoff-Alien, ist ein Maskottchen der Ufologen. Deren Erster Vorsitzender, Alexander Knörr, bereist die ganze Welt auf der Suche nach außerirdischen Spuren: „Ich glaube nur, was ich selbst recherchiert oder gesehen habe“

TEXT Jadranka Kursar
FOTO Ole Krönkelfeld

DER GUTE MENSCH VON PEJA

Als die Albaner aus der Stadt Peja im Kosovo vertrieben wurden, rettete der Serbe Grujo Zekic vielen von ihnen das Leben. Dies ist die Geschichte eines Mannes, der es niemals schaffte, die Menschen in Freunde oder Feinde einzuteilen

Grujo Zekic, der Serbe, im zerstörten Lungensanatorium des Krankenhauses von Peja: „Nach dem Krieg lag alles in Trümmern“

OBEN Peja ist die drittgrößte Stadt im Kosovo. Während des Krieges flohen viele Albaner in die schneebedeckten Berge

UNTEN Grujo Zekic und Schwester Lisa von den Vinzentinerinnen: Sie pflegten gemeinsam während des Krieges kranke Kosovo-Albaner

Nichts in Peja ist so, wie es einmal war. Nur die Berge haben dem Krieg getrotzt: Wie ein Hufeisen umschließen die schneebedeckten Gipfel die Stadt am Fluss Bistrica. Peja steht heute auf dem Ortsschild, der frühere Name Pec ist durchgestrichen. Pec bedeutet auf serbisch „Ofen“ und tatsächlich ist es den hier lebenden Serben nach dem Krieg zu heiß geworden.

Die drittgrößte Stadt im jüngsten Staat der Welt, der Republik Kosovo, ist quasi „serbenrein“. Die mehr als 100 000 Bewohner von Peja sprechen albanisch und wer dennoch eine Frage auf serbokroatisch stellt, erntet entweder verständnisloses Schulterzucken oder einen bösen Blick.

Nach dem Krieg mussten die Serben die Stadt verlassen. Nur der Hausmeister Grujo Zekic blieb und half

Rund 20 000 Serben verließen nach Ende des Krieges 1999 ihre Heimatstadt, aus Furcht um ihr Leben. Wo sie geblieben sind, interessiert ihre Nachbarn nicht. Nur einen Serben kennen sie alle in Peja. Einen, der sich nicht fürchten muss, der nicht angespuckt, beschimpft oder verprügelt wird, wenn er über die Straße geht. Einen, der von seinen albanischen Nachbarn freundlich gegrüßt wird.

Wer Grujo Zekic finden will, muss ins Krankenhaus von Peja, in die Ambulanz, die Treppe hinauf, durchs Wartezimmer und an der Türe hinten links kräftig klopfen. Hier wohnt Zekic, den sie alle „Grujo“ rufen. Ein schmales Bett, ein Tisch, ein Stuhl, ein Kleiderschrank und zwei Bücherregale hat die Krankenhausleitung ihm vor Jahren geschenkt und das italienische Rote Kreuz hat die Wand himmelblau gestrichen. Seit 17 Jahren lebt Zekic auf diesen zwölf Quadratmetern und dennoch sieht es so aus, als wäre er hier nur auf Durchreise. Leere Schuhkartons stapeln sich, der Kalender an der Wand stammt aus dem Jahr 2005. Neben einem Bild von Mutter Teresa klebt ein vergilbtes Foto eines Tito-Soldaten. Es ist das junge Gesicht von Zekic, rund und blass wie der Vollmond. Stolz hält er sein Bajonett in der Hand.

Zekic, heute 73 Jahre, sitzt am Tisch und schaut misstrauisch von einer Bibel auf. „Was wollen Sie denn von mir?“, fragt er.

OBEN Die albanischen Ärzte nahmen den Serben in Schutz: Zekic steht mit Psychiater Musa Mala vor dem zerstörten Sanatorium

UNTEN Bescheiden lebt der Serbe auf zwölf Quadratmetern. Die Bücher brachte er mit, Bett und Radio schenkten ihm die Ärzte

ARISTOTEL
METAFIZIKA
PSIHIJATRIJSKO
PSIHOLOŠKI
LEKSIKON
500

OBEN Italienische KFOR-Soldaten bewachen das serbisch-orthodoxe Kloster in Peja. Die Bewohner fürchten sich vor Übergriffen

„Schreiben Sie über andere. Es gibt bessere Menschen als mich. Ich bin nichts Besonderes."

„Sie sind der einzige Serbe, der nach dem Krieg nicht aus Peja geflüchtet ist."

„Fragen Sie andere, nicht mich."

„Wir sind extra wegen Ihnen aus Deutschland gekommen."

„Ich muss jetzt gehen, ich muss arbeiten."

Fluchtartig verlässt Zekic sein kleines Zimmer, eilt die Treppe hinunter und vorbei an Krankenschwester Sabria. „Für mich ist er ein Held. Da können Sie fragen, wen Sie wollen", sagt sie.

Die Geschichte von Grujo Zekic beginnt nicht gerade heldenhaft. Irgendwie hatte es den in Bosnien geborenen Serben als jungen Arbeiter Anfang der sechziger Jahre in die Zuckerfabrik von Pec verschlagen. Eigentlich hatte er orthodoxer Priester werden wollen, doch nach seiner Wehrpflicht in Titos Armee musste er Geld verdienen. Als die Stelle des Hausmeisters im Krankenhaus frei wurde, bewarb er sich. Das war 1967. Zekic pflegte die Kieswege, wechselte die Glühbirnen aus, wischte die Fußböden und fiel nicht weiter auf. Erst als mit dem Tod Titos der Verfall Jugoslawiens begann und die Menschen ihre Nachbarn nach ihrer ethnischen Zugehörigkeit in gut und böse einteilten, überraschte Zekic Freunde wie Feinde.

„Es war sein Gerechtigkeitssinn", glaubt Rama Gani, der Chefarzt der psychiatrischen Abteilung des Krankenhauses von Peja. Zekic schrieb Briefe nach Belgrad und protestierte gegen die Benachteiligung von Albanern im Kosovo. An einem Tag im Mai 1996 zogen ihn serbische Polizisten wutentbrannt aus einem Bus voller albanischer Demonstranten. Bei einem Streik des Krankenhauspersonals solidarisierte sich Zekic mit den Albanern. Das brachte ihm einen Eintrag in seine Personalakte ein. „Grujo ist zwar Serbe, aber seine Herkunft interessierte ihn noch nie", sagt Psychiater Gani.

Zekic ließ sich nicht beirren. Als wahrscheinlich einziger Serbe trat er in die Partei von Ibrahim Rugova, die *Demokratische Partei Kosovo,* ein. Derweil waren die Vorboten des Krieges nicht mehr zu übersehen. Die albanischen Guerillakämpfer der UCK besetzten Dörfer rund um Pec und erschossen immer wieder serbische Polizisten aus dem Hinterhalt. Das serbische Militär rächte sich an albanischen Zivilisten und walzte ihre Häuser wie im nahe gelegenen Dorf Loxha mit Panzern nieder. Einer wie Zekic machte sich da schnell verdächtig. Mehrmals verhörte ihn die serbische Polizei. Ein Verräter sei er, sagten sie. Wirklich anlasten konnten sie ihm aber nichts, nur verachtet haben sie ihn.

Gefährlicher wird es für Grujo Zekic, als in der Nacht zum 24. März 1999 der Bombenkrieg der NATO gegen das serbische Militär beginnt. Am nächsten Tag werden die Albaner mit Gewalt

MITTE Vorschulklasse in der einzigen „multi-ethnischen" Schule: Albanische Kinder lernen vormittags, serbische nachmittags

UNTEN Seltene Gemeinsamkeit: Auf diesem alten Friedhof sind Serben und Albaner nebeneinander begraben

OBEN Grujo Zekic studiert die Bibel. Auch Koran und Talmud gehören zu seiner regelmäßigen Lektüre

MITTE Sicht auf Peja. Das Stadtzentrum wurde nach dem Krieg wieder aufgebaut

aus der Stadt vertrieben. Im Zentrum von Pec ist eine Sammelstelle eingerichtet: Busse karren pausenlos mehrere Tausend albanische Einwohner an die Grenze nach Montenegro. Auch Psychiater Gani erinnert sich an die schrecklichsten Tage in seinem Leben: „Am Abend kamen serbische Paramilitärs auf das Grundstück meines Hauses, in schwarzen Uniformen und Wollmasken“, sagt er. „Ich soll abhauen, so schnell es geht, sagte ein Nachbar zu mir.“ Gani packte ein paar Kleider und floh mit Frau und drei kleinen Kindern am frühen Morgen zu Fuß in die verschneiten Berge. Mit Erfrierungen an den Händen erreichte die Familie die rettende Grenze.

Wer sich weigerte zu gehen, riskierte den Tod. Wie viele Albaner in Pec von serbischen Paramilitärs, Polizei und Armee getötet wurden, ist nicht genau bekannt. Viele Wohnhäuser der Albaner gingen in Flammen auf, die Altstadt von Pec verwandelte sich in wenigen Tagen in eine qualmende Ruinenlandschaft.

Grujo Zekic blieb in Pec. Er tat, was er immer tat. Er half, wo er sah, dass er helfen konnte. Die albanischen Patienten des Krankenhauses, die zu schwach für die Flucht waren, lebten im Schutz der katholischen Kirche bei Pfarrer Don Lorenzo und schliefen auf Isomatten. Selbst die Schwerkranken wurden aus dem Krankenhaus geworfen, um verwundeten serbischen Kämpfern Platz zu machen. Ohne Zekic wäre wohl mancher Patient in der Kirche gestorben. „Grujo war ein Segen für die Albaner“, sagt der Pfarrer. Täglich kam der Serbe mit einem Handkarren und transportierte die Dialyse-Patienten von der Kirche in die Klinik. „Nur er konnte das machen. Einen Albaner hätten die Paramilitärs, die auf den Straßen patrouillierten, erschossen“, sagt Pfarrer Don Lorenzo.

„Nur Grujo konnte das machen. Jeden anderen hätten die serbischen Paramilitärs auf der Straße erschossen“

Drei Monate nach Ausbruch des Krieges wendete sich das Blatt. Italienische KFOR-Truppen rückten in die Stadt ein – und mit ihnen die albanischen Guerillakämpfer der UCK. Jetzt flohen die Serben von Pec ins serbisch-orthodoxe Kloster. Von dort wurden sie mit einem Militär-Konvoi nach Serbien in Sicherheit gebracht.

Zekic blieb wieder, doch plötzlich drohte auch ihm Gefahr. „Für die UCK-Soldaten war er nur ein Serbe“, sagt Psychiater Gani. Doch die zurückgekehrten albanischen Ärzte stellten sich schützend vor ihn. Zekic trug in diesen Tagen immer einen Brief des neuen albanischen Krankenhausdirektors bei sich, der ihn als „guten Serben“ auswies. Der Brief rettete ihm das Leben. Bei einer Straßenkotrolle der UCK wollten Guerillakämpfer ihn mitnehmen – und ließen ihn schließlich ziehen.

UNTEN Ein Polizist beim Kontrollgang. Eine eigene Polizeieinheit soll die Sicherheit der serbischen Rückkehrer garantieren

OBEN Die Zufahrt zum serbisch-orthodoxen Kloster ist mit Stacheldraht versperrt. Albaner haben keinen Zutritt

UNTEN Serben plauschen bei einem Schnaps mit den Polizisten, die sie beschützen

Peja ist eine jugendliche Stadt: Die Hälfte der Bewohner ist jünger als 25 Jahre

Das ist jetzt zehn Jahre her. Zekic steht mit Hammer und Zange vor dem Eingang des Klosters der katholischen Vinzentinerinnen und repariert das Tor. Es klemmt. Die Nonnen kochen für ihn dreimal am Tag. Heute ist er freundlicher gestimmt. „Kommen Sie rein, hier draußen ist es zu kalt." Drinnen auf der Eckbank fängt Zekic zögerlich zu sprechen an. Es ist ihm unangenehm, lieber würde er Holz hacken für die Nonnen oder einer alten Frau den Schnee vor der Türe räumen. „Ich habe nichts Besonderes getan, nur das, was Gott mir befohlen hat." Ob das ein serbisch-orthodoxer, ein katholischer Gott oder ein muslimischer Allah gewesen sei, habe er nie gefragt. „Für mich gibt es nur einen da oben." Eine andere Antwort habe er nicht: „Man tut, was man tun muss, um am Ende vor seinem Richter zu bestehen", sagt er, und jetzt muss er wieder hinaus, das Tor reparieren.

Der einzige serbische Polizist in Peja: Für die Serben ein Verräter, für die Albaner ein Spion

Inzwischen ist Zekic nicht mehr der einzige Serbe in der Stadt. Nach und nach kehrten in den vergangen Jahren rund ein Dutzend frühere Bewohner zurück. Einer von ihnen ist Bozidar Fatic, 46 Jahre. Sein Haus fand er ausgebrannt und geplündert. Darum zog er in die Wohnung seines Bruders. Er sitzt in der dunklen, muffigen Küche und schaut nicht glücklich aus. Auf dem Tisch liegt eine Stromrechnung der *Kosovo Energy Company*. 11 652,18 Euro soll er für die letzten zehn Jahre nachbezahlen. Dabei ist Fatic erst im Oktober 2006 nach Peja zurückgekehrt. Als er sein Schuhgeschäft nach sieben Jahren wieder betrat, war ein Café daraus geworden. „Ein Kosovo-Albaner hatte mein Geschäft von der Gemeindeverwaltung bekommen", sagt er.

Die Stromrechnung ist eine Provokation, das weiß Fatic. Und wäre da nicht Vinko, der einzige serbische Polizist von ganz Peja, wahrscheinlich wäre auch er schon wieder zurückgefahren nach Serbien. Die Internationale Verwaltung des Kosovo hat der neuen Regierung zur Auflage gemacht, Minderheiten zu schützen. Der Schutz heißt Vinko, ein bulliger Mann mit stahlblauen Augen. Jeden Tag schaut er auf seinem Rundgang, ob die zurückgekehrten Serben seine Hilfe brauchen, ob sie bedroht werden, ob sie noch leben. Vinko ist nicht wohl in seiner Haut. Fast alle seiner serbischen Polizeikollegen haben den Dienst auf Anweisung Belgrads quittiert, als der Kosovo sich unabhängig erklärte. „Aber wer, außer mir, soll sie denn dann beschützen? Für die Serben bin ich ein Verräter, für die Kosovo-Albaner ein Spion", sagt der Polizist.

Grujo Zekic steht auf einem alten Friedhof, gleich neben dem Heim der Vinzentiner-Nonnen. Die verwitterten Grabsteine sind umgefallen, sie stammen aus dem 18. Jahrhundert. „Damals", sagt Zekic, „wurde kein Unterschied gemacht. Eine Cholerawelle hat Moslems und Serben dahingerafft. Sie wurden in aller Eile hier zusammen begraben."

Zekic redet nicht gerne über den Tod. „Vielleicht werden mich die Vinzentiner-Nonnen begraben, vielleicht die Ärzte aus dem Krankenhaus, nur Gott weiß es", sagt er. Eine schlichte Beerdigung möchte er. „Einen Sarg brauche ich nicht, ein Leinentuch genügt."

KEINE RUHE IM KOSOVO

In der Republik Kosovo leben rund zwei Millionen Einwohner, die Fläche ist etwa halb so groß wie Hessen. Neunzig Prozent der Bevölkerung sind Albaner, der Rest Serben und andere Minderheiten. Während des Kosovo-Krieges 1999 wurden laut Human Rights Watch mehr als 10 000 Kosovo-Albaner durch serbisches Militär und Paramilitärs getötet. Seit Ende des Krieges steht der Kosovo unter der Verwaltung der Vereinten Nationen. Die internationale Friedenstruppe KFOR mit rund 16 000 Soldaten soll die zurückgekehrten Kosovo-Serben – die meist isoliert in Enklaven leben – vor Racheakten schützen.

Im März 2004 kam es erneut zu schweren Unruhen, bei denen 19 Serben getötet wurden. Die serbische Regierung betrachtet die Abspaltung des Kosovo als völkerrechtswidrig und lässt die Rechtmäßigkeit der Unabhängigkeit vom Internationalen Gerichtshof prüfen.

ZETTEL-WIRTSCHAFT

Verhaltensregeln aus deutschen Treppenhäusern und WGs

1. Ihr müsst Plastik u. Papier besser trennen, die nehmen das sonst nicht mit
2. Der Hausmüll gehört NICHT in die Garage, sondern direkt in die schwarze Tonne
3. Nico ⇒ Miete ???

FRISCHES WASSER JEDEN TAG!!!

KATZENKLO SÄUBERN JEDEN TAG!!!

Danke

Bitte die Kellerfenster über die kalten Wintertage schließen!!! Danke!

ENDSTATION HEGELSTRASSE

Das Viertel Mueßer Holz stirbt. In der Schweriner Plattenbausiedlung machen die Läden dicht, Häuserzeilen werden abgerissen. Wer kann, zieht fort. Die Zurückgebliebenen arrangieren sich auf ihre Weise

TEXT Tanja Krämer
FOTO Patrice Kunte

Und wieder ist einer weg. Abgehauen, ohne ein Wort, ohne eine Nachricht. Vielleicht sitzt er auch, wer weiß. Immerhin, er hat die Schlüssel mit der Post geschickt. So mussten sie wenigstens nicht die Tür aufbrechen. Klaus-Peter Kretzschmer steht in der verwaisten Wohnung und schaut sich um. Vor dem zerfetzten Sofa vollgestopfte Mülltüten, das Bett unter einem Haufen Unrat verschüttet. Der Boden klebt, vermutlich Bier, danach riecht es auch. In der Küche reihen sich die leeren Flaschen.

Kretzschmer, ein stämmiger Mann von 59 Jahren und Sachbearbeiter der Wohnungsgesellschaft Schwerin, zückt seinen Stift und notiert: die Türen eingetreten, die Tapete beschmiert. Ins Bad mag er gar nicht erst hineingehen. „Wir haben immer wieder solche Fälle“, sagt er. Die Mundwinkel unter seinem grau-blonden Schnauzbart zucken. „Die Mieter kommen mit den Zahlungen in Verzug, vielleicht haben sie noch Ärger mit der Polizei oder Suchtprobleme. Auf einmal sind sie weg und wir bleiben auf den Kosten sitzen.“

Fünfzehn Minuten braucht die Straßenbahn vom Schweriner Hauptbahnhof bis zur Plattenbausiedlung Mueßer Holz. Es ist eine Fahrt in die Trostlosigkeit

In den achtziger Jahren war die Plattenbausiedlung Mueßer Holz im Südosten Schwerins der ganze Stolz der DDR-Bürokraten. Eine planvoll angelegte Wohnstadt für die Arbeiter der Plastemaschinen-Werke und Lederfabriken. Maximal sieben Minuten sollte der Arbeiter von hier aus brauchen, um zum Bäcker oder zur Bushaltestelle zu kommen, sieben Minuten die Kinder bis zur nächsten Schule. Mueßer Holz war der jüngste von drei modernen Prestige-Stadtteilen im Plattenbaustil. „Hier eine Wohnung zu bekommen, das kam einer Auszeichnung gleich“, erinnert sich Kretzschmer. Im Norden liegt der Schweriner See, ringsum stehen dichte Wälder. Ideal für Familien. Er selbst gehörte zu den Glücklichen damals, bekam eine Wohnung für sich, die Frau und die Kinder. Das ist lange her.

Heute blutet der Stadtteil aus. Seit 1996 hat jeder achte Einwohner Schwerin verlassen. Gerade die jungen, gut ausgebildeten Leute zieht es fort. Zurück bleiben leere Wohnungen. Am schlimmsten ist es in Mueßer Holz. Statt auf Häkelgardinen sieht man in blinde Fenster.

Im „Kaufparadies“ von Narinder Singh gibt es ab 50 Cent für jeden etwas. Aber kaum jemand kommt vorbei. „Ich wäre dumm, wenn ich bleibe“

Die Menschen ziehen nicht aus der Platte, sie fliehen. 2008 lebten nur noch knapp 11 000 Menschen hier. 1993 waren es über 26 000. „Wer kann, der geht“, sagt Kretzschmer. Er selbst zog vor sieben Jahren fort. „Und ich bereue es keinen Tag.“ Zurück bleiben die, die sich Besseres nicht leisten können: Rentner, Arbeitslose, allein erziehende Mütter.

An der Tür rumpelt es. Der Räumungstrupp ist da. Die Männer scherzen kurz, man kennt sich. Als sie die mannshohen Mülleimer in die Wohnung wuchten, überlässt Kretzschmer ihnen das Feld. Im Treppenhaus kommt ihm Liselotte Kurz entgegen. Schmal und zerbrechlich sieht sie aus in ihrer geblümten Kittelschürze, für jede Stufe nimmt sie sich Zeit, mit 88 Jahren geht es eben nicht mehr so schnell. Kretzschmer reicht ihr die Hand, hilft die Stufen hinauf. „Das mit den Graffitis ist aber wieder schlimm“, sagt Frau Kurz mit zittriger Stimme. Sie deutet auf die Haustür. Die Wände neben dem Eingang sind mit krakeligen Schriftzügen beschmiert, auch im Keller haben sich Sprayer ausgetobt.

Früher, da habe sie noch alle Nachbarn im Haus gekannt, erzählt Liselotte Kurz. „Im Sommer habe ich Kuchen gebacken, andere brachten Kaffee, und dann saßen wir in unseren Liegestühlen und haben es uns gut gehen lassen.“ Früher, das bedeutet für sie vor der Wende. Seit 1983 lebt sie hier, damals war ihr Mann gestorben. Heute verbringt sie den Tag auf dem

OBEN Viele Häuser in der Siedlung werden nicht mehr renoviert, weil der Abriss droht. Wer jetzt noch darin wohnt, ist alt oder arm oder beides

UNTEN Hegelstraße Nr. 56: Von den zehn Wohnungen in fünf Stockwerken sind noch zwei bewohnt

Plüschsessel in ihrer winzigen Ein-Zimmer-Wohnung, zusammen mit Keramik-Puppen und Fotos aus besseren Zeiten. Sie schaut fern, manchmal telefoniert sie auch mit der Familie. Raus mag sie nur noch, wenn sie etwas zu erledigen hat. „Ich kenne hier doch keinen mehr", sagt sie. „Und im Dunkeln darf ich nicht vor die Tür, das haben mir die Verwandten verboten."

DER GRÖSSTE SUPERMARKT IM VIERTEL MACHT DICHT – DIE ANGESTELLTEN HABEN SCHON IHRE KÜNDIGUNG BEKOMMEN

Hegelstraße. Bitte alle aussteigen. Die Fahrt endet hier. Direkt gegenüber der letzten Straßenbahnhaltestelle von Mueßer Holz steht das *Kaufparadies*. Ab 50 Cent, für jeden etwas dabei, wirbt das Ladenschild. Doch die Geschäfte laufen schlecht. Der Besitzer des *Kaufparadieses*, Narinder Singh, ist ein Inder Mitte Dreißig. Um seine dunklen Augen haben sich Schatten auf die goldbraune Haut gelegt. Sechs Tage die Woche steht er an seinem Tresen, umringt von Regalen mit billigem Kleinkram, von Kapuzenpullis in Camouflage-Optik und roséfarbenen Blusen für ältere Damen. Aber kaum jemand kommt vorbei. Singh seufzt. „Was bin ich nur für ein schlechter Geschäftsmann. Ich mache meinen Laden da auf, wo kein Geld ist."

Dabei war die Lage noch vor wenigen Jahren gar nicht so schlecht. An die Rückseite des Geschäftes schließt sich ein weiteres Ladenlokal an. Früher war hier ein Edeka. Der jedoch machte dicht, jahrelang zog kein neuer Mieter ein. Seit wenigen Monaten verramscht nun ein Schuhdiscounter seine Waren in der Halle – aus aufgerissenen Pappkartons. Der neue Besitzer hat sich nicht einmal die Mühe gemacht, die gelb-blauen Schilder des ehemaligen Supermarktes zu entfernen. Auch Narinder Singh denkt darüber nach zu gehen: „Ich

wäre dumm, wenn ich bleibe. Sobald ich hier draufzahle, bin ich weg."

Für den Einzelhandel ist in Mueßer Holz nur noch wenig zu holen. Ein paar kleine Geschäfte finden sich in der Einkaufspassage rund um den Real-Markt. Hier treffen sich Alte zum Klönen an den Stehtischen des Bäckers, und verquatschen junge Mütter umringt von ihren Kinderwagen die Vormittage beim Instant-Kaffee. Noch. Ende 2009 ist Schluss. Das Herz der Passage hört auf zu schlagen. Die Angestellten des Real-Marktes haben ihre Kündigungsschreiben bereits erhalten, und das bedeutet wohl auch für den Friseur, den Metzger, den Fotografen und den Döner-

OBEN Eine der wenigen Oasen der Nachbarschaft findet sich im „Crack-Haus“. Wer hier lebt, hat das Leben von ganz unten gesehen. Das schweißt zusammen

UNTEN Bonjour Tristesse: Zerschlagene Scheiben gehören zu Mueßer Holz wie Arbeitslosigkeit und Alkoholismus

Mann in der Passage das Aus. Für die Bewohner von Mueßer Holz heißt das: Wieder stirbt ein Teil des öffentlichen Lebens.

„Eine Schande“, sagt Manfred Dethoff. Der hagere Frührentner mit dem weißen Dreitagebart sitzt im Fahrradkeller seines Mietshauses in der Hegelstraße und sortiert Altmetall. Um ihn herum stapeln sich Kisten mit Armaturen, an der Tür hängen Kabelrollen. Die Hegelstraße ist seine Straße, schon seit über zwanzig Jahren. Er hat sie mitgebaut. „Wer damals Anrecht auf eine Wohnung erhalten wollte, musste Arbeitsstunden ableisten“, sagt er. Ein halbes Jahr hat er geschuftet, an den Wochenenden und auch nach Feierabend in der Plastemaschinenfabrik. Er hat Gräben gebuddelt, Wegplatten geschleppt, Kabel verlegt. Dann durften Manfred Dethoff und seine Frau Astrid endlich einziehen. „Erstbezug“, sagt er. Die Mieter kümmerten sich gemeinsam um die Blumenbeete, hin und wieder traf man sich zum Arbeitseinsatz in der Nachbarschaft. „Und die Freunde aus der Stadt kamen hierher, nur um einmal gemütlich in der Wanne zu liegen.“

Heute ist die Hegelstraße von einst nicht mehr wiederzuerkennen. Mehrere Plattenbauten wurden abgerissen, andere zugemauert. Die Grund- und Realschule ist inzwischen eine matschige Grünfläche mit kleinen Sportanlagen. Da aber, flüstern die Nachbarn hinter vorgehaltener Hand, spielen sowieso nur die Russlanddeutschen ihr komisches Stockwerfen, dieses Gorodki. Die Stimmung ist schlecht in Mueßer Holz. Die NPD erhielt im Stadtteil bei der Landtagswahl 2006 zehn Prozent der Stimmen.

MIT HEIZKÖRPERN, ARMATUREN UND ALTMETALL AUS LEERSTEHENDEN WOHNUNGEN LÄSST SICH AUCH AM VERFALL NOCH VERDIENEN

Wenn sie es sich leisten könnten – Manfred Dethoff und seine Frau wären längst weg, so wie die anderen in der Hegelstraße Nummer 56. Zehn Parteien lebten hier. Heute gibt es noch zwei Nachbarn, einer ist seit Monaten verschwunden, er wird mit Haftbefehl gesucht. „Naja, so haben wir wenigstens unsere Ruhe“, sagt Dethoff. Und viel Platz. Im Keller hat er eine Werkstatt eingerichtet. Dethoff nimmt auseinander, was er in den Plattenbauten an Verwertbarem abgreifen kann: Heizungskörper und Armaturen aus leerstehenden Wohnungen, Altmetalle vom Sperrmüll. So verdient er noch ein wenig am Verfall.

Niemanden stört‘s. „Die neuen Bewohner interessiert nicht, was hier passiert“, sagt Dethoff. Die „Neuen“, das sind Arbeitslose, Ausländer, Alkoholiker. All jene, die nur nach

In den erleuchteten Treppenhäusern ist bei Dunkelheit kaum noch jemand unterwegs. Im Viertel gibt es kein Kino und kaum Kneipen. Die billigen Mieten zahlt häufig das Sozialamt

Mueßer Holz kommen, weil die Mieten in den Plattenbauten so günstig sind, dass sie das Sozialamt bezahlt. Fast ein Drittel der Bewohner ist arbeitslos, der Ausländeranteil liegt bei knapp elf Prozent – und damit viermal so hoch wie im Durchschnitt der Stadt. „Seit der Wende kehrt hier jeder nur noch vor seiner eigenen Tür“, sagt Dethoff.

Er hat Unrecht. Gerade da, wo man es am wenigsten erwartet, gibt es sie noch, die viel beschworene Gemeinschaft: im „Crack Haus“, der berüchtigsten Platte im Viertel. Wer hier wohnt, hat das Leben von ganz unten gesehen. Schon im Flur riecht es nach abgestandenem Alkohol. Einer der Mieter ist Detlev Rhode, den sie hier alle nur „Daddy“ nennen, ein kleiner, drahtiger Mann um die Fünfzig, mit blondem Schnauzer und strähnigem Haar. „Ich weiß auch nicht, warum die unser Haus so nennen. Drogen – die nimmt hier bestimmt keiner“, sagt er und grinst. Seiner Bierfahne ist nicht zu entkommen. An der Wohnungstür lässt Daddy seine Kumpels die Schuhe ausziehen, anschließend sitzen sie zu dritt um den kleinen Couch-Tisch mit rosa Deckchen und Plastikblumen. Daddy trinkt Bier, seine „Kollegen“ süffeln kalten Glühwein aus Tassen. Dann erzählen sie. Von den Frauen, vom Knast, von alten Zeiten. Immer wieder klopft es an der Tür, mal ist es Victor, der russische Nachbar, mal sind es Frauen. Ob Daddy wisse, wo Dimitri

Im Keller des Hauses Hegelstraße 56 hat sich Manfred Dethoff eine Werkstatt eingerichtet. Dort nimmt er auseinander, was sich an Verwertbarem in den verlassenen Plattenbauten findet

sei oder Roland? „Wir kommen gut aus hier“, sagt Daddy und schiebt seinen Oberkörper vor. Einmal habe ihm Victor sogar einen Fisch mitgebracht, frisch geangelt, aus dem Schweriner See. „Das war ziemlich eklig, mit all den Schuppen.“ Aber naja, die Russen hätten es eben mit dem Angeln. „Da nimmst du halt das glitschige Ding, da freut der sich.“

Oft treffen sich Daddy und seine Kumpels zum Trinken beim Einkaufszentrum. Aber nicht jedem gefällt das. Astrid und Heinz Sieke zum Beispiel sind die Trinker schon lange ein Dorn im Auge. Klar, im Grunde seien das ganz liebe Leute, sagt Astrid Sieke, eine kleine, rundliche Frau von 57 Jahren mit kurzem, schwarz gefärbtem Haar. „Aber sie müssen sich doch nicht ausgerechnet hinterm Supermarkt treffen, vor den Augen der Kinder, die auf dem Schulhof gegenüber spielen.“ Darum haben sie mit den Säufern einen Deal gemacht. Siekes Stimme klingt stolz: „Wir haben ihnen einen Unterstand gebaut, damit sie es gemütlicher haben.“ Der windschiefe Verschlag steht im Innenhof einer verlassenen Schule. Die Fenster der umstehenden Gebäude sind eingeschlagen, selbst für Mueßer Holz ist dies ein trostloser Ort. Aber von der Straße sind die Trinker so nicht zu sehen.

Verrammelt, vernagelt, zugemauert – gegen Vandalismus werden die leeren Gebäude auf verschiedene Weise geschützt. Manchmal dauert es, bis Geld für den Abriss da ist

ZUR RETTUNG DES STADTTEILS GIBT ES GELD VOM BUND FÜR DEN VEREIN *DIE PLATTE LEBT*

Heinz und Astrid Sieke wollen ihren Stadtteil retten. Sie sammeln mit Grundschulkindern Müll, überpinseln Schmierereien an Häuserwänden und verkaufen Kaffee oder Kuchen bei den Stadtteilfesten. Sobald sie aus dem Haus gehen, kontrollieren sie die Fassaden auf neue Graffiti und prägen sich

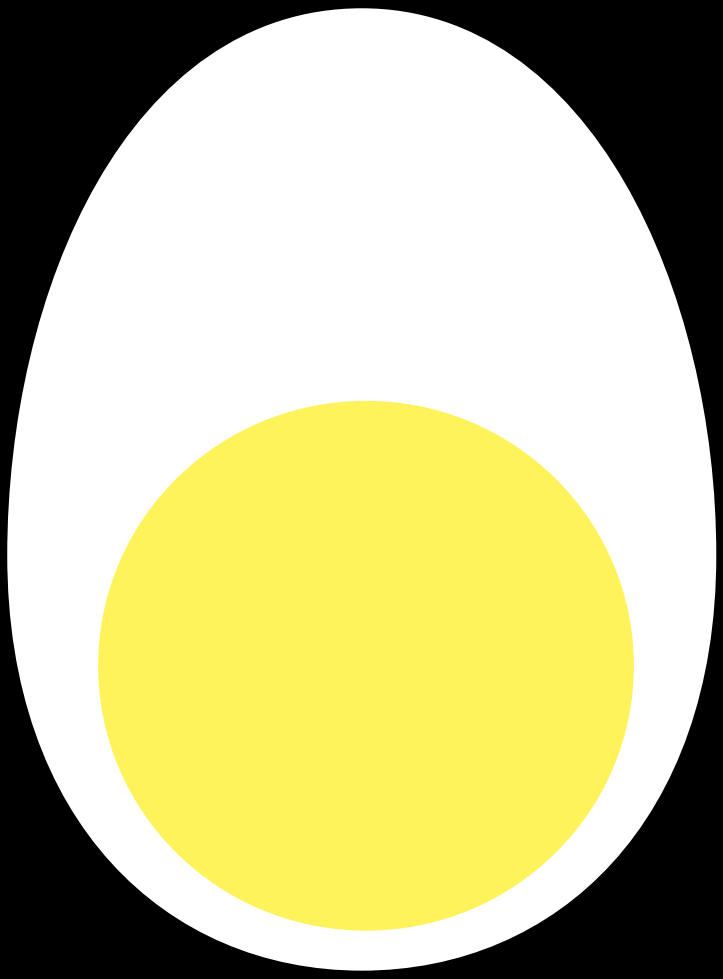
Beliebter und fast einziger Treffpunkt für Jugendliche ist der „Buschclub". Er wird Ende Juni geschlossen – trotz der 800 gesammelten Unterschriften

Sperrmüllhaufen ein, um sie später der Polizei zu melden. Sogar Papiertaschentücher oder anderen Müll klauben sie aus den Blumenrabatten vor den Gebäuden.

Die Siekes sind Mitglieder im Verein *Die Platte lebt e.V.* Vierzigtausend Euro erhält der Verein jährlich im Rahmen des Projektes *Soziale Stadt* vom Bund, um die Lebensqualität in den drei Plattenbausiedlungen Großer Dreesch, Neu Zippendorf und Mueßer Holz zu verbessern. Sie organisieren Stadtteilfeste, veranstalten Bauernmärkte und Lesungen. Und informieren mit einer Stadtteil-Zeitung über geplante Abrisse. Von den Parkbänken entlang der Fußwege haben die Vereinsmitglieder die Sitzflächen abgeschraubt. Damit es sich keine Alkoholiker darauf gemütlich machen. Wie verrottende Zahnstummel ragen die Betonbeine nun aus dem Boden. „Man darf den Stadtteil nicht verkommen lassen", sagt Heinz Sieke. Seit fünf Jahren ist der Verein aktiv, 41 Mitglieder sind beigetreten. 41 von fast 25 000 Bewohnern in allen drei Platten-Siedlungen – viele der Mitglieder sind zudem Lokalpolitiker oder Beamte der Behörden.

Es ist Freitagabend und im *Buschclub* ist mal wieder richtig was los. Drei Mädchen rennen kreischend um die Tischtennisplatte, beim Kicker feuert eine Traube Fans lautstark ihre Spieler an. Auf den Sofas fläzen sich einige Jugendliche. Die Jungs haben ihre Baseball-Kappen tief in die Stirn gezogen, die Mädchen stecken in engen Pullovern und taillierten Jacken. „Ey, wir sind voll gefährlich", sagt eine von ihnen. „Pass bloß auf deinen Geldbeutel auf, sonst ist der weg!" Die anderen lachen. Später wollen alle noch auf eine Geburtstagsparty, bis dahin ist das Jugendzentrum *Buschclub* in Mueßer Holz der einzige Ort, wo es sich mit 14 oder 16 Jahren entspannt abhängen lässt.

Aber auch er soll Ende Juni geschlossen werden. Anders als der Verein *Die Platte lebt* bekommt der *Buschclub* kein Geld vom Bund. Und die Stadt hat die Finanzierung gestrichen. Achthundert Unterschriften haben die Teenager dagegen gesammelt, haben Parteien besucht, Petitionen verfasst. Umsonst. Bald gibt es für sie nur noch den evangelischen Jugendclub. Und der kommt nicht an. So bleiben wohl nur die Betonplätze zwischen den Plattenbauten – oder der Trinker-Unterstand. „Das ist nicht so cool", sagt eines der Mädchen. „Aber wenn wir mit der Schule fertig sind, wollen wir eh hier weg."



HABEN SIE MAL SECHS EIER?

In sechs deutschen Großstädten haben wir an fremden Türen geklingelt und um sechs Eier gebeten. Immer in der Goethestraße

REDAKTION Bastian Henrichs

1. BERLIN

Goethestraße 83, Prenzlauer Berg

Parteien im Haus:	Zwölf (nur Vorderhaus)
Bewohnerkontakte:	Zwei
Ausbeute:	Null Eier
Zeit:	5:23 Minuten
Keine Eier, weil:	„Gehen Sie doch zum Bäcker Ecke Steinplatz, der hat auch sonntags geöffnet und verkauft Eier!“

2. FRANKFURT AM MAIN

Goethestraße 10, Innenstadt

Parteien im Haus:	Neun
Bewohnerkontakte:	Einer
Ausbeute:	Null Eier
Zeit:	30 Sekunden
Keine Eier, weil:	Chanel, Medical Health & Beauty Lounge, die Company Hotel AG und GPT Halverton haben keine Eier im Angebot

3. KÖLN

Goethestraße 8, Marienburg

Parteien im Haus:	Zwölf
Bewohnerkontakte:	Zwei
Ausbeute:	Sechs Eier (zwei + vier)
Zeit:	3:11 Minuten
Großzügigster Spender:	Junge Frau, Mutter einer dreiköpfigen Familie spendete ihre letzten vier Eier

4. MÜNCHEN

Goethestraße 40, Isarvorstadt

Parteien im Haus:	Vierzehn
Bewohnerkontakte:	Drei
Ausbeute:	Zehn abgelaufene Eier (vor sechs Wochen!)
Zeit:	17:42 Minuten
Großzügigster Spender:	Allein lebender Mann, stark beschämt

5. HAMBURG

Goethestraße 30, Altona

Parteien im Haus:	Zwölf
Bewohnerkontakte:	Drei
Ausbeute:	Zwei Bio-Eier + ein abgelaufenes
Zeit:	10:24 Minuten
Großzügigster Spender:	Mann, um die 40 Jahre alt, mit den Worten: „Rita, wo hast du denn die Eier hingepackt?!“

6. MAINZ

Goethestraße 45, Neustadt

Parteien im Haus:	Zwölf
Bewohnerkontakte:	Zwei
Ausbeute:	Sechs Eier (frisch vom Markt)
Zeit:	2:47 Minuten
Großzügigster Spender:	Türkin, Anfang 60. Hatte am Tag zuvor eine ganze Palette Eier eingekauft und gibt freudestrahlend sechs ab

FAZIT:
Je größer die Stadt, desto schwieriger ist es, von seinen Nachbarn sechs Eier zu leihen. Wer Glück hat, wohnt in Mainz neben einer türkischen Familie. Wer Pech hat, wohnt in einer Metropole wie Hamburg oder Berlin, wo an jeder Ecke ein Kiosk das Klingeln an der Tür des Nachbarn überflüssig macht. Auch sonntags

DER JUNGE VON NEBENAN

Im schwäbischen Winnenden erschoss der 17-Jährige Tim K. 15 Menschen. Darunter seine Nachbarin

TEXT Oliver Keppler
FOTO Dominik Bauer

Hunderte von Journalisten suchten nach dem Amoklauf von Winnenden nach Bildern und Erklärungen für das Unbegreifbare: Warum mussten so viele Menschen sterben? Auf der Suche nach schnellen Antworten war kein Nachbar vor ihnen sicher

Als die Schüsse fallen, sitze ich im siebten Stock eines Hochhauses in der Stuttgarter Innenstadt. Es ist Mittwochmorgen, der 11. März, halb zehn. Interviewtermin am Institut für Städtebau.

Ich hatte mich gründlich vorbereitet, die Nacht davor noch eine Studie gelesen über neue soziale Wohnformen. Der Stadtplaner Christian Holl soll mir erklären, welchen Einfluss die Architektur auf das Zusammenleben von Nachbarn hat.

Der Termin beginnt mit Verspätung. Der Fotograf ist nicht gekommen – ohne abzusagen. Als ich ihn anrufe, ist er in Eile: „Schießerei an einer Schule." Da müsse er schnell hin. Schon etwas peinlich, denke ich mir. Ich entschuldige mich das erste Mal bei meinem Gesprächspartner. Er lacht: „Ihr Journalisten seid alle gleich, nie habt ihr Zeit, bei euch muss immer alles schnell gehen."

Dann beginnt das Gespräch: „In Ihrer Studie schreiben Sie, dass ein aktives Quartiersleben soziale und politische Systemdefizite auffangen kann. Wie meinen Sie das?"

Mein Telefon klingelt! Ich entschuldige mich zum zweiten Mal. „Amoklauf in Winnenden. Bisher zehn Tote. Die Abendzeitung München will einen Bericht. Du musst da sofort hin."

„Aber ich sitze hier grad in einem Interview."

„Lass alles stehen und liegen. Du musst da sofort hin."

Ich entschuldige mich zum dritten Mal bei meinem Gesprächspartner. Es ist mir richtig peinlich. Entschuldigung Nummer vier, fünf und sechs folgen, dann bin ich raus aus dem Büro.

Auf der Fahrt – wo verdammt noch mal liegt Winnenden? – erhalte ich den nächsten Anruf. Ein Redakteur der *Abendzeitung* bringt mich auf den neuesten Stand: „Der Täter läuft da übrigens noch rum. Keine Anhalter mitnehmen. Haha."

Das war ein Scherz. Ich lache mit und denke mir: Ach du Scheiße.

Winnenden ist leicht zu finden – immer den Sirenen nach. Ich parke in einem Wohngebiet, gehe durch die Stadt, der nervöse Polizist mit der Maschinenpistole im Arm weist mir den Weg.

Und nun?

Am besten mal bei den Nachbarn umhören, ob die was gesehen haben.

Ich habe mich in den letzten zwei Monaten mit dem Thema Nachbarschaft ausgiebig beschäftigt. Ausgerechnet jetzt fällt ein Amokläufer über seine Nachbarn her, denke ich mir. Vielleicht denken nur Journalisten so.

Übrigens: Falls ich den Namen des Amokläufers rausfände, solle ich mich sofort melden, hatte der Redakteur der Abendzeitung gesagt. Ich rufe ihn nervös an und sage: „Er heißt Nils K." Aber *Bild-Online* hat den Namen schon vor einer halben Stunde gebracht. Er heißt Tim K.

Ich gehe von Tür zu Tür, das habe ich die letzten Wochen häufiger getan. Aber heute stelle ich andere Fragen: „Haben Sie Schüsse gehört?" Und: „Ein Mädchen soll aus dem Fenster gesprungen sein. Wissen Sie was darüber?"

Eine Frau ist empört über meine Fragen und verwickelt mich in eine Diskussion über journalistische Ethik.

Der Kampf um die Nachbarn beginnt. Ein Kollege will an einem Haus klingeln und wird von einem *Bild*-Journalisten bedrängt. „Da brauchst du es gar nicht versuchen, die stehen bei uns unter Vertrag." Als er trotzdem läutet, schlägt ihm der *Bild*-Mann die Hand von der Klingel.

Mittlerweile stehen viele Menschen vor der Schule in Winnenden. Leute, die einen kennen, der den Amokläufer gekannt haben will. „Das ist ein ganz ruhiger Typ gewesen. Hätte nicht gedacht, dass der so was macht."

Der liebe Nachbarsjunge Tim K. hat 15 Menschen umgebracht, eines der Opfer, ein 16-jähriges Mädchen, wohnte im selben Ort, in derselben Straße, nur wenige Meter von seinem Elternhaus entfernt.

Ich frage Anwohner, die meisten schütteln verstört den Kopf. Gegen Abend sehe ich eine weinende Frau, die ihre Tochter in den Armen hält. Ich beschließe, diese Frau nicht anzusprechen. Ein Dutzend Kameramänner hat weniger Skrupel und stürmt auf die Frau zu. Etwas abseits steht ein Mann. Ich spreche ihn an. Er sorgt sich um seine Nachbarin, die an der Schule als Referendarin arbeitet. Ich weiß, dass eine Referendarin erschossen wurde, das sage ich ihm aber nicht.

Langsam realisiere ich das Ausmaß der Tat. Für die Menschen in Winnenden ist eine Welt zusammengebrochen, nicht weil ein Flugzeug auf die Stadt gestürzt ist, sondern weil etwas viel Schlimmeres geschah: Der Mörder war einer von ihnen.

Ich fahre nach Hause. Um neun Uhr abends beschließe ich, den Stadtplaner noch einmal anzurufen. Das Interview mit ihm wird nie erscheinen. Dafür muss ich mich bei Gelegenheit noch einmal entschuldigen.

RUFT! UNS! AN!

Wir haben ein Jahr lang im Schwabenland das Handwerk der Reportage gelernt. Das Abschluss-Magazin produzierten wir zusammen mit Foto-Studenten aus Hannover. Jetzt sind wir wieder frei

Die Autoren

Amrai Coen

1986 in Hamburg geboren. Nach dem Abitur zwei Jahre mit dem Rucksack in der Welt unterwegs. Praktika beim Schwäbischen Tagblatt, Dummy, fluter. Gewann 2009 das Gabriel-Grüner-Stipendium. Wird ab Herbst Politik studieren. Schwerpunkt: Migration

amraicoen@gmail.com
0174 / 30 38 077

Birgitt Cordes

1971 in Hamburg geboren. Arbeitete von 2004 bis 2008 in Zürich als feste Freie und Redakteurin bei verschiedenen Magazinen. Seit 2008 lebt sie wieder in Deutschland. Freie Mitarbeit bei Stuttgarter Zeitung, Zeit-Online, Tages-Anzeiger. Schwerpunkt: Gesellschaft

cordes.birgitt@gmail.com
0163 / 64 13 881

Bastian Henrichs

1979 in Osnabrück geboren. Studierte Publizistik, Kulturanthropologie und Sport lieber in Lissabon als in Mainz. Praktika führten zu freier Mitarbeit bei ZDF online, taz, 11 Freunde, O Independente, Sonntag Aktuell. Schwerpunkte: Sport und Gesellschaft

bastian.henrichs@gmx.de
0179 / 48 55 205

Philipp Jarke

1975 in Hamburg geboren. Der Geograph arbeitet seit seinem Studium als freier Journalist. War 2006 bis 2008 fester freier Reporter bei Reuters. Berichtete zuletzt für die Wirtschafts-Woche aus Großwallstadt, Schwäbisch Hall und Tamil Nadu

post@jarke.info
0170 / 16 79 198

Oliver Keppler

1978 in Wolfsburg geboren. Studium der Sozialwissenschaften in Göttingen, lernte danach das journalistische Handwerk während des Volontariats bei der Hessischen Allgemeinen. 2008 Stipendium der Fazit-Stiftung, freie Mitarbeit bei FAZ und Tagesspiegel

oliverkeppler@web.de
0163 / 82 89 099

Die Fotografen

Fabian Brennecke

1984 in Peine geboren. Gestalter für visuelles Marketing, seit 2007 Fotostudent. Gewann das Gabriel-Grüner-Stipendium 2009

brennecke.fabian@gmx.net
0177 / 97 55 014

Rafael Brix

1988 in Suhl geboren. Ihn fasziniert das Verhältnis von Menschen und ihren Räumen. Seit 2007 Fotostudent in Hannover

rafael-brix@gmx.de
0170 / 34 62 989

Milos Djuric

1987 in Berlin geboren. Seit 2007 Studium der Fotografie an der FH Hannover. Arbeitet seit 2008 an einem Buchprojekt über Serbien

milos@milosdjuric.de
0176 / 65 14 55 90

Linda Dreisen

1983 in Stuttgart geboren. High-School-Aufenthalt in Newville, USA. Ausbildung zur Grafik-Designerin, seit 2007 Fotostudentin

linda.dreisen@gmail.com
0151 / 21105919

Nico Herzog

1984 in Cottbus geboren. Mediengestalter für Digital- und Printmedien, seit 2007 Fotostudent. 2009 G+J Photoaward

nico-herzog@arcor.de
0172 / 43 72 771

Hatice Kilicer

1978 in Sivas in der Türkei geboren. Aufgewachsen in Karlsruhe, BWL-Studium in Pforzheim. Machte Praktika beim Tagesspiegel, der Stuttgarter Zeitung, taz, Sonntag Aktuell und Zaman, Istanbul. Freie Mitarbeit bei Zaman. Schwerpunkte: Migration und Gesellschaft

haticekilicer@web.de
0176 / 21 20 31 76

Tanja Kramer

1978 in Prüm geboren. Studium der Philosophie und Germanistik in Bremen. Sprang nach einigen Praktika 2007 ins kalte Wasser und schreibt seither frei für ZEIT, Stuttgarter Zeitung, SZ u.a. Acatech-Preis für Technikjournalismus 2008. Schwerpunkt: Wissenschaft

info@tanjakraemer.de
0176 / 83 01 86 08

Jadranka Kursar

1976 in Nürnberg geboren. Lernte Außenhandelskauffrau und studierte Kulturanthropologie, Politik- und Filmwissenschaft in Berlin. Freie Mitarbeit bei Geo, taz, Deutsche Welle Online und SWR Fernsehen. Schwerpunkte: Soziale Bewegungen und Menschenrechte

jadrankakursar@yahoo.de
0163 / 63 17 845

Nicola Meier

1979 in Bramsche geboren. Studium der Publizistik, Politikwissenschaft und Germanistik in Mainz. Praktika u.a. bei der Neuen Osnabrücker Zeitung, ZDF Mainz und Washington, Stern, Brigitte und Focus. Schwerpunkte: Wirtschaft und Gesellschaft

nic-meier@gmx.de
0177 / 37 32 237

Maria Irl

1980 in Eggenfelden geboren. Ausbildung zur Fotografin, Fortbildung am International Center of Photography, New York

mariairl@web.de
0170 / 77 00 791

Patrice Kunte

1985 in Ueckermünde geboren. Praktikum an der FHM-Akademie für Gestaltung, Bielefeld, nun Fotostudent. VGH-Fotopreis 2008

patrice.kunte@gmx.de
0172 / 64 9 36 43

Ole Krönkelfeld

1981 in Lüneburg geboren. Freier Kamera- und Tonassistent bei RTC-News und AZ-Media Hamburg. Seit 2007 Fotostudent

ole@onzon.de
0178 / 52 58 164

Sonja Och

1984 in Pegnitz geboren. Mag Porträt- und Schwarz-Weiß-Fotografie. Seit 2007 Studium der Fotografie an der FH Hannover

info@sonjaoch.de
0152 / 04 70 48 61

Fara Phoebe Zetzsche

1984 in Gera geboren. Gemeinschaftsausstellung zur 58. Berlinale und im Ernst-August Museum Hannover. Seit 2007 Fotostudentin

farapz@web.de
0163 / 79 96 445